



Berlin, den 4. Mai 1901.

Oesterreichische Sorgen.

Herr von Koerber, Oesterreichs Ministerpräsident, ist ein Frühaufsteher. Wie uns jüngst ein sehr illustriertes Blatt erzählte, nimmt er um sechs Uhr morgens einen Teller Suppe zu sich und um acht Uhr Kaffee mit Milch. Um so reichlicher läßt er den im Reichsrathe vertretenen Völkern aufstischen. Für die Landesfonds eine Liebesgabe von jährlichen 20 Millionen Kronen, für Eisenbahnen 483 Millionen, für Kanäle 250 Millionen; für Flußregulirungen, für die Assanirung Prags, für allerhand Unterrichtsanstalten soll vorgesorgt werden. Da nun das Budget bereits heute passiv ist und der Voranschlag des Jahres 1901 nur dann den minimalen Parade-Überschuß von 834 241 Kronen aufweist, wenn man die Kontrahirung einer Rentenschuld im Betrage von 24 Millionen Kronen als Bedeckung anzuerkennen die Güte hätte, so folgt, daß die Wiedergeburt der österreichischen Verfassung aus einem politischen und nationalen ein finanzielles Problem geworden ist. Nothwendiger Weise wird Frau Austria — wie man zu sagen pflegt — an den Geldmarkt appelliren. Unter einer Milliarde Kronen wird es kaum abgehen, da ja auch der Beitrag der diesseitigen Reichshälfte zur Neubewaffung unserer Artillerie in nicht allzu fernner Zeit wird bestritten werden müssen. Obwohl sich diese Engagements nur in Etappen entwickeln werden, so wird doch der Zinsdienst der Operation eine neuerliche und ganz namhafte Vermehrung der Jahresausgaben darstellen, zu deren Begleichung größere Steuereingänge erforderlich sind. Schon heute sollen — behufs Verabreichung jener Liebesgabe an die Landesfonds — 20 Kronen per Hektoliter auf die Brannt-

weinsteuer zugeschlagen werden. Die Regierung wäre sehr gern bereit, zu einer noch ausgiebigeren Steigerung dieser Konsumabgabe die Hand zu bieten. Und so knüpft an das fröhliche Ende des Herrn Finanzministers Dr. Raizl, der die Zuckersteuer auf Grund des absolutistischen Paragraphen 14 erhöhte, der fröhliche Anfang des jetzigen Herrn Finanzministers Dr. von Böhm-Bawerk an, der die selbe Prozedur für die Branntweinsteuer auf konstitutionellem Wege plant.

Von den guten Leuten zu reden, die da zahlen und konsumieren, ist längst nicht mehr Mode. Es ist ja richtig: ohne sie ginge es eigentlich gar nicht, — und Das ist unbequem genug. Viel einträglicher und klüger ist es, jene Leute reden zu machen, durch deren mitunter klebrige Finger der erwartete Goldbach strömen soll. Da sind vor Allem die Börsen und ihre journalistischen und politischen Zutreiber. Das Herz geht ihnen auf und der Mund über im Angesicht des Milliardengeschäftes. Dann die Bauunternehmer, die Lieferanten von Eisen, Ziegeln, Cement und Allem, was drum und dran hängt. Dann die lokalen Interessenten, die Ortsgesellschaften an der neuen Bahn, die Städte längs der Kanallinie, die Eigenthümer bisher von Ueberschwemmungen gefährdeter Landstriche. Sie Alle geben einen brausenden und mächtigen Chorus. Noch sind sie sämmtlich berufen, noch ist Keiner auserwählt, Keiner zurückgestoßen. Sie hoffen.

Neben phantastischen und egoistischen Projekten findet man in dem Investitionprogramm dringliche und nützliche Dinge, wie den Donau-Oberkanal, die Tauernbahn und einige Lokalfreuden. Gerade dieser Umstand aber zwingt vielleicht auch die mehr kritisch veranlagten Politiker, so manche Contrebande mit in den Kauf zu nehmen, die allein kaum passen würde. Dazu gehört eine strategische Linie in Galizien, die 35 Millionen Kronen kostet. Dazu gehört die von der Regierung beanspruchte Refundierung von 80 Millionen Kronen Kassenbeständen. Die haben ihre eigene Geschichte; und da der Kampf um diese 80 Millionen voraussichtlich im Mittelpunkt des politischen Interesses stehen wird, ist es der Mühe werth, sie zu erzählen.

Seit Jahren galt es in Oesterreich für besonders schlau, ein falsches Budget aufzustellen. Die Einnahmen wurden zu klein veranschlagt. Das erschien sparsam. Die Bedenken einzelner Parlamentarier wurden mit dem Hinweis beschwichtigt, es sei nothwendig, den Staatshaushalt nur so-so mit einem knappen Ueberschusse zu bilanzieren, weil sonst der Rimmersatt Militarismus durch die Aufzeigung namhafter Ueberschüsse zu unstillbaren Forderungen gereizt würde. Die Steuereingänge flossen Jahr um Jahr reichlicher ein, als präliminirt war. In den Kassen des Finanzministeriums wuchsen die Baarbestände und trotz der Verschuldung des Staates und der Armuth der Bevölkerung schwamm die Regierung immer im Gelde. Die Folge davon war zunächst ein übel angebrachter Konservatismus in der öffentlichen Geld-

gebarung. Der österreichische Kassen- und Buchhaltungsdienst ist höchst schwerfällig und unökonomisch. Die modernen und praktischen Einrichtungen der k. k. Postsparkasse werden vom Staat selbst nur in geringem Maße benutzt. Ein reichlicherer Ertrag der Baarzahlungen und Geldsendungen durch Check und Clearing würde namhafte Summen ersparen. Neben dem Gelddienst der k. k. Post läuft jener der österreichisch-ungarischen Bank, die durch das neue Statut halb verstaatlicht ist, und jener der k. k. Finanzämter und jener der k. k. Staatsbahnen. Während die eine Anstalt Geld hinsendet, schiebt die andere Geld her. Von übereinstimmenden Intentionen in Bezug auf die Propagirung oder Zurückziehung gewisser Münzsorten und Banknoten ist nicht die Rede. Bald überschwemmt man einen Platz mit Hellerstücken, bald entzieht man ihm den letzten Zehnkronenschein. Unsere Währung befindet sich nämlich ungefähr seit zehn Jahren in einem schier endlosen Uebergangsstadium, das zu allerlei Münz- und Stüdelungsexperimenten auf Kosten von Handel und Wandel herrliche Gelegenheit bietet. Wir haben in Folge veralteter Organisation und steten gebliebener Reformen ein kostspieliges, langsame und unbequemes Zahlungswesen.

Eine andere Konsequenz des Ueberflusses unkontrollirter Baarbestände trat erst unter dem Zeichen des Ende 1897 ausgebrochenen Verfassungskonfliktes zu Tage. Die Erhebung der Steuern, ja, selbst die Aenderung und Erhöhung einzelner Abgaben wurde auf Grund des Paragraphen 14 durchgeführt, wobei man allerdings, bei der Diktirung der Zucksteuererhöhung, die Erfahrung machte, daß jedes weitere Fortschreiten auf diesem Wege nur unter dem Schutz der Bajonnette möglich sei. Die Finanzminister der Konfliktperiode waren also auf die regelmäßigen Einkünfte und deren natürliche Steigerung angewiesen. Irgend eine größere Investition konnten sie nicht machen, da sie nicht in der Lage waren, eine Anleihe unterzubringen. So wenig — erfreulicher Weise — der Kredit des österreichischen Staates unter den Ungeschicklichkeiten des Herrn Grafen Badeni und seiner Nachfolger gelitten hat, so beharrlich blieb der internationale Geldmarkt gegenüber dem Paragraphen 14 zurückhaltend und mißtrauisch. Denn der österreichische Absolutismus des Paragraphen 14 unterscheidet sich sehr wohl von dem grundsätzlichen Absolutismus eines Staates wie etwa Rußland. Der Fall, daß ein Nachfolger des Zaren die von seinen Vorgängern kontrahirten Schulden nicht anerkennen oder daß die Inangurirung eines Verfassungslebens nach westeuropäischem Muster in Rußland mit Zerreißung der alten Schuldtires begonnen würde, ist vollkommen ausgeschlossen. Das Gegentheil wäre mit Staatsbankrott gleichbedeutend. Ganz anders liegt die Sache im Reich des Paragraphen 14 Absolutismus. Bekanntlich bestimmt dieser Paragraph, daß die mit Berufung auf das von ihm statuirte Nothverordnungsrecht erlassenen

kaiserlichen Verordnungen nur so lange in Kraft sind, wie ihnen nicht die Volksvertretung die Zustimmung versagt hat. Es schwebt also über jedem Vertrag und jeder Verpflichtung, die der Staat Oesterreich auf Grund des Paragraphen 14 eingeht, die Gefahr, daß das Parlament den betreffenden Vertrag oder die betreffende Verpflichtung für null und nichtig erklärt. Eine Anleihe, die ohne die Ermächtigung des österreichischen Reichsrathes auf Grund des Paragraphen 14 begeben würde, kann von der Volksvertretung gutgeheißen, aber eben so gut nachträglich für unverbindlich erklärt werden. Oesterreichische Paragra-Ph 14-Rente wäre also eine durchaus nicht sichere Kapitalanlage. Die Herren Finanzminister der Konfliktperiode haben deshalb klug genug daran gethan, von der Begebung solcher Rente abzusehen, wobei ihnen allerdings die entschiedene und auch durch das Anerbieten sehr hoher Auszeichnungen nicht zu besiegende Weigerung sonst keineswegs pruder wiener Finanzmänner zu Hilfe gekommen ist.

In dieser Zeit des Börsencollapses waren die in besseren Tagen angesammelten Kassenbestände Trost und Zuflucht des Finanzministeriums. Und so gründlich wurde jenem Trost zugesprochen, daß der jetzige Schatzkanzler am zwölften Februar dieses Jahres im Abgeordnetenhaus erklärte, die Kassenbestände seien verthan; o quae mutatio rerum! Die Geldnoth der Herrscher war von je her ein Bollwerk des Parlamentarismus. Die Geldnoth des österreichischen Finanzministeriums ist eine der Hauptursachen gewesen, warum die regirenden Kreise in Oesterreich ihr konstitutionelles Herz wieder entbedt haben, nachdem sie vier Jahre lang den Paragraphen 14 Orgien feiern ließen.

Herr von Koerber ist ein Frühauflieger. Als er das schwere Amt des österreichischen Ministerpräsidenten übernahm, galt einer seiner ersten Gedanken der finanziellen Kräftigung seines Regimes. Je weniger er der dauernden Wiederbelebung des österreichischen Parlamentarismus trauen konnte, um so mehr mußte er auf einen Kriegsschatz bedacht sein, der ihm ermöglichen würde, neuerliche Perioden des Paragraphen 14 unversehrt zu überstehen. Seine Hoffnung hatte er bereits auf das Riesenschiff der Investitionsvorlage gesetzt. Wollten die Abgeordneten Bahnen und Kanäle, dann mußten sie politischen Bank und nationalen Haber zurückstellen. Auf dieser Logik beruht Herr von Koerbers Sanirungsplan für den Reichsrath. Auf dieser Logik beruht auch sein Sanirungsplan für den Reichsschatz. Wollen die Abgeordneten Eisenbahnen und Kanäle, dann müssen sie dem Staat 80 Millionen Kassenbestände bewilligen. Alles Uebrige ist Formalität. Der Titel für ein solches Geschäft findet sich immer. Diesmal ist man sehr plump vorgegangen, wohl in der nicht ganz unrichtigen Erwägung, daß die klarsten Lügen am Leichtesten geglaubt werden. Die Regierung sagt: Im Lauf der vierjährigen Konfliktperiode wurden für allerlei Eisenbahninvestitionen 114 Millionen

Kronen ausgegeben. Eigentlich hätte das Parlament sie ganz zu ersetzen. Edelmüthig begnügt sich die Regierung mit 80 Millionen. Es liegt mir fern, die Thatsache zu bezweifeln, daß die verschiedenen Regierungen der Konfliktperiode nach und nach für 114 Millionen Kronen im österreichischen Staatseisenbahnwesen Investitionen gemacht haben. Wohl aber ist zu fragen: Auf Grund welchen Gesetzes wurde diese Summe verausgabt? Auf Grund keines Gesetzes, sondern auf Grund jener kaiserlichen Verordnungen, laut deren sich die Regierungen mit Hilfe des Paragraphen 14 selbst das Budget bewilligt haben. Diese Verordnungen können vom Reichsrath genehmigt oder auch abgelehnt werden. Auf keinen Fall geht es an, einen einzelnen Theil dieser Budgetverordnungen, einzelne Ausgaben des Paragraphen 14-Eisenbahn-Präliminares herauszunehmen und durch nachträgliche Kreditbewilligungen fundiren zu wollen. Der Regierung handelt es sich nicht einmal um die Ertheilung der Indemnität, sondern nur um die Ertheilung des Kredites. Man sieht: die Regierung hat sich die verfassungrechtliche Begründung ihrer Anforderungen sehr leicht gemacht; sie mußte eben, daß es in dieser Frage nicht auf juridische, sondern auf politische Erwägungen ankommt. List und Gewalt gelten nun einmal mehr als die schönsten Gründe.

Die Regierung hat daher zwischen der Investitionsvorlage und der Refundirung der Kassenbestände ein sogenanntes Junktim geschaffen. Das ist — wie ich glaube — ein spezifisch österreichisch-ungarischer Ausdruck. Er soll besagen, daß die Regierung nicht gesonnen ist, daß Gesetz über die Investitionsvorlage zur Allerhöchsten Sanktion vorzulegen, wenn ihr daraus der 80 Millionen-Kredit gestrichen wird. Unter dem Bann dieser Drohung stehend, würden die Abgeordneten, in Sorge um ihre verschiedenen Kanäle und Bähnchen, gezwungen sein, einen Reserve- und Dispositionfonds zu bewilligen, der Herrn von Koerber für absehbare Zeit gestattete, die Völker Oesterreichs durch seine Ministerpräsidentschaft zu beglücken, auch wenn des widerspenstigen Parlamentes Zähmung sich als ein Theatertraum herausstellen sollte. Freilich ist zu befürchten, daß der selbe Gedanke, mit dem der Premier die wirtschaftlichen Neigungen des Reichsrathes vor seinen Wagen spannt, auch ihm gegenüber in gewissen Kreisen gehegt wird.

Neben den zahlreichen geschriebenen Privilegien des böhmischen Feudaladels giebt es auch ein ungeschriebenes, aber mit der größten Hartnäckigkeit verttheidigtes. Es ist das Privilegium dieser Kaste, die ersten Stellen im Staat mit ihren Angehörigen zu besetzen. In den Augen der „achzig Familien“ ist der jetzige Ministerpräsident nicht viel mehr als ein Trodenwohner. Seine Aufgabe besteht darin, das Regierungsgebäude wieder wohnlich zu machen, auf daß Einer von den ganz Exklusiven die „Chose“ wieder übernehmen könne, ohne sich mit allzu großer und allzu ordinärer Arbeit abgeben

und insbesondere nicht mit finanziellen Verlegenheiten „fretten“ zu müssen. Je empfindlicher das konstitutionelle Gewissen des österreichischen Abgeordnetenhauses, je härter seine Hand bei Geldbewilligungen, je schwieriger deshalb anscheinend die Situation der Regierung sein wird und je unentbehrlicher der Apparat des Centralparlamentes bleibt, um so weniger wird jene Grandseigneurs die Lust anwandeln, ein Tänzlein zu wagen, das unter solchen Verhältnissen doch immer nur ein viel Selbstverleugnung, Geschick und Ausdauer erforderndes Eiertänzlein sein müßte. Wenn der österreichische Ministerpräsident klug ist, so läßt er dem Reichsrath seine vollen Bedenken und sein gutes Recht, so erblickt er in dem Erstarren des Nachtbewußtseins der Volksvertretung die beste Schutzwehr für sein eigenes Cabinet, so verzichtet er auf das 80-Millionen-Junktim. Herr von Koerber ist ein Frühaufsteher. Man kann manchmal auch zu früh aufstehen.

Wien.

Dr. Otto Lecher,
Mitglied des österreichischen Reichsrathes.



Lenz.

Nun muß ich wieder Blumenglocken läuten,
Auf Silberstrahlen durch die Wälder gehn,
Aus Sonnenfäden Flügel mir bereiten
Und mit den Faltern über Rosen wehn.

In weißen Kelchen muß ich ruhn und träumen,
Wie weiße Schwäne auf dem dunklen Teich,
Und wenn am Strand die Wellen müd verschäumen,
Taucht still empor das blasse Märchenreich.

Wo Veilchen duften, dort will ich mir wählen,
In blauer Nacht die Stätte für den Schlaf . . .
Goldelfen kann im Traum ich dann erzählen,
Daß ich auf Erden ihrer eine traf.

Hamburg.

Theodor Suse.



Mill als Kritiker der Demokratie.

Drei große europäische Denkerschulen haben sich bemüht, den Begriff des politisch Sachverständigen zu schaffen: die Positivisten in Frankreich, die Utilitarier in England, die Historiker in Deutschland. Alle drei Schulen knüpfen an alte wissenschaftliche Traditionen an. Alle drei spiegeln den Geist der Nation, aus deren Schoß sie geboren sind. Alle drei suchen, mit allen Hilfsmitteln der Gelehrsamkeit, der wissenschaftlich bearbeiteten Erfahrung, des systematisch geschulten Denkens und der national wirksamen Berebtheit, den Volksgenossen ihre Bemühungen zugänglich und mundgerecht zu machen, ja, scheuen, aus taktischen Gründen, mitunter selbst nicht einmal kleine Gewissensofener, huldigen sogar, um die allgemeine Beachtung zu erzwingen, nationalen Voreingenommenheiten, die in der reinen Atmosphäre ihrer Stubiruben nicht bestehen können. Und alle drei Schulen stehen bestürzt vor dem selben kläglichen Ergebnis ihrer Bemühungen: von der Mehrheit nicht erkannt und bei einer nennenswerthen Minderheit nicht anerkannt zu sein.

Wir scheint diese betrübende Erscheinung nicht genügend durch die Schwierigkeiten erklärt, die den Versuch begleiten, das politische Reinen und Sollen zu objektivieren, denn es giebt keinen irgend mehr als äußerlich gebildeten Menschen, der nicht die Hobbes, Comte, Mill, Carlyle, Taine, Mommsen, Marx mit dauerndem Nutzen gelesen und aus der Bekanntschaft mit ihnen seine politische Reise hergeleitet hätte. Die sozialphilosophische und historische Literatur enthält wenig paragraphirtes Wissen, aber sie ist reich an Mittheilungen, die das Urtheil richten, den Gesinnungen Markt, den Begriffen Gewicht geben; sie besitzt keine Lehrbücher, wohl aber eine Schatzkammer von Lern- und Lesebüchern, die zu Geistern überzeugender reden als jede Summe demonstrirbarer Wahrheiten. Aber Das ist ja eben: die Geister fehlen, weil es an Zeit gefehlt hat, sie zu bilden, bis sie, geläutert durch alle Zwischenstufen elementarer Erziehung, fähig sind, die öffentlichen Angelegenheiten mit der Gewissenhaftigkeit zu behandeln, die sie für das persönlichste Interesse stets bereit halten. Die Demokratisirung der europäischen Denk- und Lebensgewohnheiten ist so schnell über uns gekommen und greift, manchmal fast ohne äußerliche Uebergänge, so rasch auf alle anderen Verhältnisse über, daß die Masse der Zucht jener Urtheilsbildner erwachsen ist, ohne je durch ihre Schule gegangen zu sein. John Stuart Mill war einer der ersten Denker, die auf die der europäischen Gesellschaft daraus erwachsenden Gefahren hingewiesen haben, war der erste Demokrat von überragender Bedeutung, der die Gefahren der Demokratie eben so gründlich erforscht wie rück- schloß erörtert hat. Das macht seine Kritik dauernd lehrreich.

Der jüngere Mill starb 1873 und hinterließ den Ruf, einer der

radikalsten politischen Denker und Praktiker Europas gewesen zu sein. Er hinterließ auch den Ruf, einer der radikalsten Anti-Metaphysiker gewesen zu sein. Er war — ich habe es im vierzehnten Bande von Frommans Klassikern der Philosophie zu zeigen versucht — weder das Eine noch das Andere. Er war überhaupt kein radikaler Neuerer, sondern eine geniale Kompromischnatur, die aus allen ihr zugänglichen Mitteln der Belehrung eine Synthese zu schaffen suchte, stets bemüht, jedes Detail der Wissenschaft wie des Lebens für diese Synthese zu nutzen. So mußte die Natur beschaffen sein, die berufen war, achtzehntes mit neunzehntem Jahrhundert, Nationalismus und Aufklärung mit Erkenntniskritik und Historismus zu versöhnen. Auch im Politischen. Wer die Entwicklung seines Geistes kennt, weiß, daß sie einer stetig fortschreitenden Bereicherung des von Jeremias Bentham und vom Vater ererbten Utilitarismus gleicht und so weit fortschritt, bis der Charakter der zuletzt gehegten, wenn auch noch nicht öffentlich bekannten Meinungen (der Tod trat dazwischen) der eigenen Schule Kerngerüst gab oder — verständlich blieb. Kurzsichtige Beurtheiler Mills wollen gerade an seinen politischen Meinungen Sprunghaftigkeit, jähen, objektiv nicht motivirten Stimmungswechsel entdecken und sind geneigt, in ihnen ein nicht organisches Gemengsel von demokratischen, liberalistischen und sozialistischen Elementen, ein Schwanken zwischen Freiheit und Gebundenheit, Individualismus und Sozialismus zu sehen. Wer aber, ohne von diesem Vorurtheil blind gemacht zu sein, an das Studium von Mills eigenen Schriften herantritt, wird mit Ueberraschung bemerken, daß er von seiner Philosophie der Politik seit der Ueberwindung des Benthamismus zwischen 1830 bis 40 keinen Punkt von prinzipieller Bedeutung mehr aufgegeben hat. Diesen Beweis liefern, neben sämtlichen kleineren Schriften, die Aufsätze über die Civilisation (1836), über Tocquevilles Buch über die Demokratie in Amerika (1840), über Bentham (38) und Coleridge (40), der Traktat über die Freiheit (59), die Betrachtungen über die Repräsentativverfassung, endlich die nachgelassenen Kapitel über den Sozialismus (1879). In keiner dieser Schriften verleugnet Mill das ein Leben lang gehegte Ideal einer organisirten Demokratie, aber die kritische Stimmung gegen die reine politische Demokratie kommt, unter der mächtigen Einwirkung Comtes und Tocquevilles, in den erst genannten Aufsätzen besonders stark zum Ausdruck. Ihre Analyse ist daher am Lehrreichsten.

Der Aufsatz über die Civilisation betrachtet auch vorzugsweise die Thatfachen, auf die die fortschreitende Kultur im technischen Sinn die Aufmerksamkeit denkender Geister gerade heute mit Macht hinlenkt: den Uebergang der Macht von einzelnen Individuen und kleineren Gruppen auf die Masse; und den Umstand, daß die Wichtigkeit der Massen beständig wächst, die der Individuen beständig abnimmt. Was sind, fragt Mill, die Ursachen und namentlich die Folgen dieses Gesetzes?

Der Besitz der Macht ist an zwei Grundbedingungen geknüpft: das Eigenthum ist die eine, geistige Energie und Bildung die andere. Bis an die Schwelle der Gegenwart waren nun Eigenthum und Einsicht in einer kleineren Zahl von Händen konzentriert, der Masse fehlte die Fähigkeit des Zusammenwirkens: daher ihre Ohnmacht den Besitzenden und Bevorrechteten gegenüber. Herren und Hörige, Bevorrechtete und Rechtlose, Freie und Leibeigene: Das waren die Gegensatzpaare, die das Wesen der Feudalzeit kennzeichneten. Ein Mittelstand fehlte zwar im buchstäblichen Sinn des Wortes nicht, aber er war als Klasse gering an Zahl und ohne Einfluß. Diese äußere Form der Gesellschaft änderte sich und mit ihr die innere. Die Aenderung trat ein mit dem allmählichen Entstehen der Handel und Gewerbe treibenden Volksschichten, also mit dem Emporkommen der Mittelklassen; gleichzeitig wird auf dem Lande die Leibeigenschaft aufgehoben, Pacht- und Bauernwirthschaften nehmen einen großen Umfang an und schaffen auch unter den Landwirthern einen intelligenten Mittelstand. Die materiellen Bedingungen einer solchen Aenderung des Baues der Gesellschaft werden in diesem Aufsatz von Mill nur angedeutet; er weist aber nachdrücklich darauf hin, welche Veränderungen in den Einrichtungen, Ansichten, Gewohnheiten, kurz dem ganzen gesellschaftlichen Leben den Wechsel des ökonomischen Systems begleiten. Mit dem Mittelstand hat sich, zunächst in materieller Beziehung, der Arbeiterstand in den Hauptkulturländern gehoben; er zieht, in Form von immer steigenden Löhnen, einen immer größeren Theil des Produktes der Nationalwirthschaft an sich. Und mit dem Besitz wächst die Bildung, wächst die Fähigkeit, sich zu organisiren. Die Folgen sind klar. Die politische Macht fängt an, von der kleineren Gruppe Bevorrechteter auf die Massen überzugehen, und zwar in um so höherem Maße, je mehr sie die Bedeutung des gemeinsamen Zusammenwirkens als eines entscheidenden politischen Machtfaktors erfassen und Dem gemäß handeln lernen. Dieses Zusammenwirken muß gelernt werden, es setzt Zucht voraus in den Menschen und ist ein wichtiges Attribut der Civilisation. Diesen „Geist der Verbindung“ unter den arbeitenden Klassen nennt denn auch Mill die wichtigste aller neuen Erscheinungen des Gesellschaftswesens. Ein ihm dienendes Mittel ist die Presse und die durch sie vertretene oder geschaffene öffentliche oder Massen-Meinung. Dieser wunderbaren Steigerung der physischen und geistigen Kraft des Volkes geht aber nicht entfernt ein Anwachsen geistiger Energie und sittlicher Tüchtigkeit unter den bisherigen Machtinhabern parallel. Darum ist die Demokratie eine unvermeidliche Thatsache. Der müßte, meint Mill, ein armsüßiger Politiker sein, der nicht weiß, daß jede heranwachsende Macht im Staate sich schließlich auch mit guten oder schlechten Mitteln immer den Weg zur Regierung bahnen wird. So übt heute, noch bevor die Verfassung eines Landes

dem Buchstaben nach geändert ist, die Masse doch schon thatsächlich die politische Herrschaft in ihm, — in Form der öffentlichen Meinung.

Von der sozialen Gefahr, die mit der demokratischen Gestaltung der europäischen Gesellschaft verknüpft ist, spricht Mill an dieser Stelle nur vorübergehend, aber genau in dem Sinne seiner dem gleichen Gegenstande gewidmeten Sonderschriften; er gelangt zu der Folgerung, die Massen durch Erziehung und Bildung fähig zu machen, die Herrschaft zu üben. Besonders eingehend bespricht der Philosoph die schädlichen Folgen, die jede Herrschaft des Demos für die Ausbildung des individuellen Charakters hat. Mit dem Fortschritt der Civilisation wird der Mensch in seinen dringendsten und nächsten Interessen immer mehr von den allgemeinen Einrichtungen der Gesellschaft und in dem selben Grad immer weniger von seinen eigenen Bemühungen abhängig. Sicherheit der Person, Schutz der Familie und des Besizes verbürgt heute der Staat, die eingetretene Milde der Sitten macht die früher nothwendige Wachsamkeit überflüssig; es bleiben nur noch die Eitelkeit, die Ruhmsucht, das Streben nach persönlicher Anerkennung, vor Allem aber das Verlangen nach Reichthum als Hauptquellen für die Anspannung der individuellen Energie. Heute üben der Richter, der Soldat, der Wandarzt, der Metzger, der Nachrichten getrennt Funktionen aus, die früher meist ein einzelner Mensch selbst verrichten mußte. Wir sind zwar bei diesem Gang der Civilisation liebenswürdiger und menschlicher geworden; die vereinigte Herrschaft der Masse, der öffentlichen Meinung und der geschäftlichen Konkurrenz hat das Laster vielfach sehr wirksamen Einschränkungen unterworfen, viele abergläubige Vorstellungen sind gewichen, Bildung und Gerechtigkeit sind allgemeiner geworden, aber wir haben an Heroismus eingebüßt. Schläffheit, Muthlosigkeit, Verweichlichung sind Zeichen der Zeit, sind Eigenschaften gerade der raffiniertesten Kultur, die, um ein modernes Wort zu gebrauchen, unter dem Zeichen des Feminismus steht. Das hängt eben damit zusammen, daß das Individuum sich in der Menge verliert. Um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, muß man die allerschärfsten Töne anzuschlagen wissen; sonst geht die einzelne Stimme im allgemeinen verworrenen Getöse verloren. Der Erfolg hängt nicht mehr von Dem ab, was man ist, sondern von Dem, was man zu sein scheint. Marktschreierei, Charlatanerie reihen ein; die öffentliche Meinung verliert die einfachsten Unterscheidungszeichen des Verdienstes aus dem Auge. Diese steigende Bedeutungslosigkeit des Individuums gegenüber der Masse verdirbt schließlich die Quelle, woraus die Vervollkommnung der öffentlichen Meinung selbst entspringen soll: sie verdirbt die öffentliche Unterweisung; die Literatur hat ja unter der allgemeinen Krankheit mehr gelitten als irgend eine Art der Produktion. Nicht wer am Weisesten, sondern, wer am Häufigsten spricht, hat das Ohr des

Publikums. Die 365 Leitartikel im Jahr schlugen das beste Buch tot. Der Einfluß der gebildeten und wahrhaft zur Aufklärung berufenen Minderzahl auf die Menge wird dadurch bedenklich geschwächt. Diesem Uebelstand sind nach Mill zwei Mittel im Stande entgegenzuwirken: erstens die Organisation der Klassen und Berufsarten, bei denen die geistigen Fähigkeiten eine höhere Ausbildung erfahren, also der Forscher, Ärzte, Lehrer und besonders der Literaten. Mill denkt sich, daß aus dem Kreise dieser sozusagen organisierten Intelligenz heraus das Urtheil der Menge gelenkt werden solle. Ferner ein besseres nationales Erziehungs- und Unterrichtswesen, das ganz besonders die Wiebergeburt des individuellen Charakters unter den gebildeten und besitzenden Klassen herbeizuführen bestimmt ist. An diesem Punkt werden aber die Ausführungen des Aufsatzes schattenhaft.

Er hat, abgesehen von seiner Beziehung auf das behandelte Thema und von seiner geschichtlichen Bedeutung als Vorläufer der Abhandlungen über die Freiheit und die Repräsentativ-Verfassung, ein ganz besonderes Interesse als Ausdruck einer entschiedenen materiellen Geschichtsauffassung: die ökonomischen, überhaupt die materiellen Bedingungen und Formen des Gemeinschaftslebens tragen und bestimmen den ideologischen Oberbau. Schillers Sprache: der geistig sittliche Mensch hat seine Wurzel im sinnlichen Menschen; mit anderen Worten: in seiner ursprünglichen Noth und Bedürftigkeit. Diese Auffassung kehrt in vielen kleinen Schriften wieder. So heißt es im Aufsatz über Bentham (38): „Wir wollen damit nicht sagen, daß seine (Das heißt: Benthams) Schriften die Reformbill (32) erzeugten oder die Vaterschaft der Zueignungsklausel (wodurch das Selbstbewilligungsrecht mit Uebergehung der Lords ausschließlich den Gemeinen zugewiesen wird) beanspruchen dürfen. Die Aenderungen, die unsere Institutionen erfahren haben, und die noch größeren Aenderungen, die sie künftig erfahren werden, sind nicht das Werk von Philosophen, sondern von Interessen und Instinkten großer Klassen der Gesellschaft, deren Kraft inzwischen gewachsen ist. Bentham aber war es, der diesen Interessen und Instinkten eine Stimme lieh.“ An Helvetius rühmt er, daß er die Funktion beleuchtet habe, die das Klasseninteresse und die Klassenmoral als Formprinzipien der Gesellschaft üben; die Art also, wie ein Kreis von Personen, die ein gemeinsames Interesse an einander kettet, dieses Interesse zum Maßstab der Tugend zu erheben pflegt und die sozialen Gefühle der Klassenmitglieder zu Helfern ihrer selbstischen Triebe werden. Auch in der „Freiheit“ wird auf jene Vereinigung heroischer persönlicher Uneigennützigkeit mit der gehäßigsten Klassenselbstsucht hingewiesen, zu der die Geschichte so viele Belege giebt. Doch stehen, besonders in den späteren Schriften, widersprechende Aeußerungen daneben; auch an diesem Punkt fehlt Mill die letzte Klarheit.

Die Aufsätze über Bentham (38) und Coleridge (40) gehören zu ein-

ander; sie sind aus der selben kritischen Stimmung gegen das achtzehnte Jahrhundert geboren. In diesen beiden Auffäßen ist Mill objektiv, — bis zur Ungerechtigkeit. Ja, das Bewußtsein des Gegensatzes gegen dieses Jahrhundert, das ihm die geistige Nährmutter gewesen war und dem er als Philosoph so viel schuldete, überwog zeitweilig so sehr das Gefühl der Dankbarkeit, daß es nur natürlich war, wenn die Bestimmungsgenossen sich verletzt fühlten und Mill erst später — im Selbstbericht — das Verdienst der Reaktion gegen diese vielgeschmähte und vielverkannte Zeit wieder zu schmälern suchte. Sachlich hat er auch später kaum einen Punkt seiner Kritik zurückgenommen.

Diese Kritik hat neben der objektiven zunächst eine rein persönliche Seite: sie liegt in der veränderten Auffassung vom Wesen des Denkers und besteht in der Erkenntniß, daß jede Philosophie auf den Philosophen abfährt. Das meiste bewußte Denken eines Philosophen, sagt Nietzsche, ist durch seine Instinkte heimlich genährt und in bestimmte Bahnen gezwungen. Dessen ist sich Mill nun bewußt; nur daß er neben der Schranke der philosophirenden Individualität auch die zeitgeschichtliche Bedingtheit und Abhängigkeit ihrer geistigen Arbeit berücksichtigt, was den Benthamiten ganz fern lag und was übersehen zu haben von vorn herein den Werth ihrer Bemühungen beeinträchtigen mußte. Daher rühmt Benthams Verachtung aller anderen Denkerschulen, daher auch sein naiv dogmatischer Glaube, es ließe sich ausschließlich aus dem Material, das er und Wahrheitsforscher von seinem Gepräge herbeischafften, die „wahre“ Philosophie aufbauen. Die Philosophie der Materie, meint Mill, findet das Material in den Eigenschaften der Materie, die Philosophie der Moral und Politik in den Eigenschaften des Menschen und seinen Beziehungen zur übrigen Welt. Die Kenntniß, die ein Forscher von diesen Eigenschaften und Beziehungen besitzt, bildet die Grenze, über die er als Moralist und Sozial-Philosoph nicht hinaus kann, wie groß auch sonst seine geistige Kraft sein mag. Niemand, fügt Mill bezeichnender Weise hinzu, kann in seiner Synthese vollständiger sein als in seiner Analyse. Auf Bentham angewandt, bedeutet dieses Wort: daß er weder dichterischen noch historischen Sinn besessen habe. Natürliche und starke Gefühle seiner Mitmenschen erweckten in seinem Gemüth keinen Widerhall, an vielen ihrer wichtigsten Erfahrungen glitt sein Verständniß ab: darum übersah er in seiner Rechnung viele der am Mächtigsten treibenden gefelligen und gesellschaftlichen Motive. Kurz, Mill wirft seinem Meister vor, er sei von einer zu engen Auffassung der menschlichen Natur ausgegangen, nennt dessen Philosophie den Empiricismus eines Mannes, der wenig erfahren habe, und folgert: zu einer glaubhaften Geschichtskonstruktion habe ihm die Phantasie gefehlt, die Fähigkeit, in fremde Vorstellungskreise und Motiventkomplexe sich einzulieben; daher seine Ungerechtigkeit gegen Tradition und Geschichte.

Sie tritt bei der Behandlung staatsphilosophischer Fragen am Schärfsten hervor. Mill empfand die Lehre Benthams als zu mechanisch. Er verteidigt ihn auch jetzt noch als Meister der Methode, er kann aber doch nicht umhin, zuzugeben, daß selbst seine genialen Kodifikationsversuche, trotz der unverkennbaren Bemühung, den Kulturen und Nationaleigentümlichkeiten der verschiedenen Völker gerecht zu werden, an dem Fehler des achtzehnten Jahrhunderts litten: der so unendlich differenzirten menschlichen Natur einen einzigen Typus aufzuschreiben. Bei der Frage nach der „besten“ Regierungsform kommt dieser Mangel besonders stark zum Vorschein. Denn sie enthält naturgemäß drei Unterfragen: 1. Welcher Art von Autorität soll das Volk in seinem eigenen Interesse untergeordnet werden? 2. Wie kann man das Volk dahin bringen, dieser Autorität zu gehorchen? 3. Auf welche Weise kann man dem Mißbrauch der Autorität vorbeugen? Bentham beschäftigt sich lediglich mit der dritten Frage, auf die er allerdings die einzig richtige Antwort giebt: dem Mißbrauch der Regierung wird gewehrt, wenn die Autorität Demen verantwortlich ist, die ein persönliches Interesse an einer guten Regierung haben also der Mehrheit des Volkes. Das aber kann nur eintreten, wenn die Autorität selber ein Theil oder, besser, ein Ausschuß, eine Stellvertreterin der Mehrheit ist. Mit anderen Worten: wenn Regierer und Regirte der Mehrheit angehören. Mill ändert in dieser Theorie von vorn herein, um die Rechnung logisch zu berichtigen, das Wort Mehrheit in Gesamtheit. Aber wie soll Das geschehen? Die Repräsentativverfassung oder die mechanische Demokratie kennt nur eine Mehrheit und damit ist sofort die Rechnung gefälscht: auch sie verbürgt keine Regierung, die die Gesamtheit vertritt.

Für seine Zeit und als Reaktion gegen die in England herrschende Oligarchie ließ Mill diese reine oder abstrakte Form der Demokratie gelten. Er suchte sogar als Mitglied des Parlaments (65 bis 68) für die vom Großgrundbesitz, der Großindustrie und dem Großhandel schmählich ausgebeutete, in Schmutz und Elend dumpf und stumpf dahinbrütende Masse des Volkes Rechte der Selbstbestimmung zu erwerben. Er fand, im Gegensatz zu Carlyle, im Augenblick kein anderes Mittel, es zu heben, als die politische Emanzipation, — aber meist doch als Zwangsmittel gegen die widerstrebende herrschende Klasse, die von selbst die Mittel zur Hebung der Volksbildung, zur Organisation einer die Rechte der Arbeit schützenden Justiz im Parlament nie bewilligt und die Arbeiterschutzesetze nie erlassen hätte. Mill war „Realpolitiker“ genug, um zu wissen, daß die herrschenden Klassen aufgehört hatten, Adelsmenschen zu erzeugen, und daß sie im Interesse der Gesamtheit durch die Gesetzgebung an ihre Pflichten gegen die Beherrschten erinnert werden mußten. Carlyle und Ruskin (in „Unto this Last“, „Time and Tide“ und sonst) befürworteten meist nur Zwangsmaßregeln für die

Masse; ihre Führer und Reiter hielten sie durch derbe Kapuzinaden, also durch ideologische Mittel, für verbesserungsfähig. Indem Mill den umgekehrten Weg einschlug, wurde er ein Radikaler und als praktischer Politiker blieb er es sein Leben lang; so ist seine Haltung in der irischen Frage, so vor Allem seine Beurtheilung der französischen Revolutionen aufzufassen. Aber nie hat er, übrigens so wenig wie sein Meister Bentham, dem Unbegriff der Volkssouveränität gehuldigt und nachweislich war er schon 1835, also gleich nach Abschluß des heißen Kampfes um die Reformbill (32), durch das Buch Tocquevilles zum Bewußtsein der Gefahren und Schattenseiten der Demokratie gelangt. Und später, als er das Wachsthum des Sozialismus auf dem Kontinent, besonders in Frankreich, wahrnahm und vor seinen eigenen Augen die Organisation der Arbeit in den Gewerksvereinen sich vollziehen sah, gehörte er zu den ersten Politikern in Europa, die einsehen, daß die reine durch die organisierte Demokratie abzulösen sei.

Für die Organisation der Demokratie sind viele Mittel denkbar, Mill begann mit dem einfachsten: dem durch Hare angeregten Versuch, ein Wahlverfahren zu erfinden, wodurch die Minderheiten geschützt würden und so zunächst die Gesamtheit des Volkes zu einer Vertretung gelangen könnte. Auch verlangte er eine Mehrstimme (plural vote) nicht für den Besitz, sondern für überlegene Bildung; aus sittlichem Bedenken war er, abweichend von seinem Freunde Grote, gegen die geheime Abstimmung (ballot). In seiner Staatslehre war die Bestimmung sehr wichtig, daß ein Gesetzgebungsausschuß (Legislative Commission), bestehend aus einer Auslese mit Rechtswesen und Politik durchaus vertrauter Männer, einen dauernden Bestandtheil der Regierung eines freien Landes bilden solle, um vom Parlament beschlossene Gesetze zu entwerfen und, auf dessen Beschluß, zu verändern; dem Parlament verbliebe demnach nur die Beschlußfassung ein Gesetz zu machen oder die Abänderung in diesem oder jenem Punkt zu beantragen. In den Bemerkungen der „Repräsentativ-Regierung“ über das Verhältniß zwischen Ordnung und Fortschritt zeigt sich Mill von Comte abhängig; weder will er mit den Konservativen das ewige soziale Ideal der Ordnung durch verbrauchte Mittel verwirklichen, noch gestaltet er seinen Begriff des Fortschritts doktrinär-liberal; mit Comte zu reden: metaphysisch-kritisch. An dem liberalen Prinzip der Rechtsgleichheit hielt Mill natürlich fest, auch hat er den Begriff der Freiheit im überlieferten Sinn eines Spielraums für die Entwicklung der Individualität aufgefaßt, beschränkt durch die Freiheiten und Rechte aller Anderen; aber abweichend von Comte, der sich am mittelalterlichen Kirchenkatholizismus begeisterte, kam er im Lauf der Jahre zu der Ueberzeugung, daß die Organisation der Gesellschaft und die Herstellung eines richtigen Gleichgewichtes zwischen Ordnung und Fortschritt niemals durch eine geistige oder geistliche Hierarchie zu erlangen sei, sondern

durch eine allmähliche und nicht unbedeutende Erweiterung der Machtbefugnisse des Staates gegenüber den Individuen auf wirtschaftlichen und technischer-erzieherischem Gebiet. Kunst, Sitte und Religion sollten dagegen für immer der staatlichen Einflusssphäre entzogen bleiben. Die Anhänglichkeit an die Ideale des achtzehnten Jahrhunderts brauchte Mill nicht eigentlich aufzugeben; sie enthielten trotz falscher historischer Begründung (Sozialkontrakt!) doch die richtige Würdigung für die Bedürfnisse einer wirtschaftlich und intellektuell vollkommen umgestalteten Gesellschaft. Daß diese Ideale, die der Gesamtheit galten und trotz aller mißverständlichen Formulierungen — Verbot des Koalitionsrechtes während der Revolutionzeit, Kampf gegen die Gewerksvereine, die sogar Mill noch 1836 bedenklich findet, bis in die sechziger Jahre — in den Händen der liberalen Handels- und Industriewelt als Fahne für Klasseninteressen mißbraucht wurden, blieb Mill freilich Jahre lang fast verborgen, selbst dann noch, als er, der im Prinzip für Handels-, Verkehrs- und Gewerbefreiheit eintrat, sich einem gemäßigten Sozialismus näherte, dem Staat Enteignungsrechte zuerkannte, auf die Reform des Erbrechtes und die Einführung einer fortschreitenden Einkommensteuer drang und die staatliche Regelung des Verhältnisses zwischen Großgrundbesitzern und Pächtern, zunächst für Irland, empfahl.

Im Zusammenhange werden diese Gedanken im Pamphlet über die parlamentarische Reform (59) und in der Repräsentativ-Regirung (61) vorgetragen, also erst nach dem hier behandelten Jahrzehnt. Aber nur in Folge der während dieser Zeit eingetretenen Veränderung seines Ideenkreises. Dieser wird vollkommen beherrscht erstens von dem Gedanken, daß die Gesellschaft dem Einzelmenschen überlegen sei und ihm voranstehe (besonders stark im „Coleridge“), dann von dem Bewußtsein, daß die Menschen ungleich veranlagt und daher für die Zwecke der Gesellschaft verschieden zu verwerthen seien: mit diesen Abweichungen lehrt Mill aber, wie gesagt, weniger dem Geist als den ausgesprochenen Prinzipien des achtzehnten Jahrhunderts den Rücken. Suchten sich Humanität und soziale Gerechtigkeit im achtzehnten Jahrhundert politisch zu verkörpern, so streben sie von der Mitte dieses Jahrhunderts ab, sich wirtschaftlich durchzusetzen. Durch Mill erhält die wissenschaftliche Volkswirtschaftslehre Englands zuerst diesen sozialethischen Anstrich. Das Prinzip der liberalen Demokratie ist damit endgiltig aufgegeben, de Tocquevilles Einfluß überwunden, Comtes Versuch, die Gesellschaft mit unorganischen Mitteln zu organisiren, in seiner Ohnmacht bloßgestellt und der einzige Weg vorgeahnt, den die geschichtliche Entwicklung einschlagen konnte. Mills politischer Instinkt hatte sich glänzend bewährt.

Dr. Samuel Saenger.

Robert Guisfard.*)

Nach schwerer Krankheit lehrte Kleist im Herbst des Jahres 1802, von seiner treuen Schwester Ulrike geleitet, aus der Schweiz nach Deutschland zurück. Nach Deutschland reiste er, aber nach Hause reiste er nicht. Er schämte sich, den Seinen wieder unter die Augen zu treten, als ein halb gescheiterter Mann. Erst wollte er sein Werk vollendet haben, die Dichtung, mit der er einem Goethe den Kranz von der Stirn reißen zu wollen sich vermaß, seinen sehnüchtlg umbuhlteten „Robert Guisfard“.

Erfüllt von diesem Werk, war Kleist dennoch ruhelos. Unstet irrte er umher. War in Jena bei Schiller, in Weimar bei Goethe, ohne Fuß fassen zu können. Dann, seit dem Jannar 1803, beim alten Wieland auf dessen bei Weimar gelegnem Landgut Osmanstädt, als ein schweigsamer, sonderbarer Gast. Er soll damals für eine Tochter Wielands sich interessirt haben. Dennoch ging er nicht aus sich heraus. Wieland schildert ihn und, wie er damals war. Er litt an großer Zerstretheit, hörte schlecht zu, griff dann plötzlich ein zufälliges Wort leidenschaftlich auf und entwickelte, als sei ein Blodenspiel aufgezozen, ganze Reihen eigener Ideen, ohne von seiner Umgebung noch weiter Notiz zu nehmen. Bei Tisch aber saß er manchmal wie abwesend da und murmelte Etwas zwischen den Zähnen, das sich ziemlich unheimlich ausnahm. Endlich gestand er, daß er in solchen Augenblicken mit seinem Drama zu schaffen habe. Und so mußte er denn schließlich von seinem Dichten erzählen. Es war der „Guisfard“, der ihn so bewegte. Unaufhörlich ging er ihm im Kopf herum. Aber fast nichts schrieb er auf; wenn er es that, so verbrannte es wieder, weil nichts ihm genügen konnte. „Endlich“, erzählt Wieland, „erschien an einem Nachmittag die glückliche Stunde, wo ich ihn so treuherzig zu machen wußte, mir einige der wesentlichsten Szenen und mehrere Morceaux aus anderen aus dem Gedächtniß vorzubeklamiren.“ Und Wieland war begeistert, erstaunt. Ihm verging die Sprache und Kleist stürzte zu seinen Füßen nieder und bedeckte ihm die Hände mit heißen Küßen. Von da ab wußte der alte Veteran nichts Besseres zu thun, als seinen genialen Schüpling liebend und auffeuernd zur Ausarbeitung dieses Werkes anzufeuern. Kleist versprach auch alles Gute, aber leider blieb es dabei. Gegen Mitte März ist er aus Osmanstädt jählings entwichen.

Eine noch größere Unstetheit beginnt. Kleist ist erst in Leipzig, dann in Dresden, seine Stimmung oftmals eine verzweifelte, von Galle und Selbstmordgedanken erfüllt. Aber innerlich war er voll lebendigster Produktivität.

*) Ein Fragment aus einer nächstens erscheinenden neuen Kleist-Biographie (Band VII der vom Dr. Rudolph Vothar herausgegebenen illustrierten Monographien-Sammlung „Dichter und Darsteller“).

Doch glaubte er, es in Deutschland nicht länger aushalten zu können, und Mitte Juli ging er mit seinem Freunde Pfael auf Reisen. Es ging durch die Schweiz bis Mailand hinunter, dann über Genf nach Paris. „Guisford“ und eine immer weiter schreitende Gemüthsverfinsternung waren Kleists unablässige getreue Begleiter. Schon von Genf aus hat er der Schwester jenen berühmt gewordenen Brief geschrieben, der mit den Worten beginnt: „Der Himmel weiß, meine theuerste Ulrike (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: Mein Gedicht ist fertig . . .“ Aber er hat sich überzeugt, daß das Werk, an das er alle seine Kräfte gesetzt hat, für ihn zu schwer ist. Er will Einem weichen, der noch nicht da ist, und sich vor dessen Geiste beugen. In Paris hat er dann endlich in einem Anfall von halbem Wahnsinn das ganze Manuscript seiner Dichtung zerstört. Und heimlich machte er sich auf, um in Boulogne sur Mer unter Napoleon Kriegsdienste zu nehmen und „den schönen Tod der Schlachten zu sterben“. Doch der vom preussischen Gesandten aufgestellte Paß wies ihn nach der Heimath zurück. Knirschend zog er fort, fast von allen Mitteln entblößt. In Rainy überfiel ihn eine tödtliche Krankheit und warf den Gemüthsleidenden völlig nieder. Für ein halbes Jahr entschwindet er jekt den Blicken der Lebenden.

Das Werk all dieser Qualen würde uns bis auf die letzte Spur verloren gegangen sein, wenn sich nicht, gewiß durch einen Zufall wunderbar behütet, später noch ein Bruchstück des Gedichtes vorgefunden hätte, das dann Kleist selbst veröffentlicht hat (1808, im vierten und fünften Stück des „Phöbus“). Es war der Anfang des Gedichtes; und man wird annehmen dürfen, daß er im Besitz Pfaels oder der Schwestern von Schlieben war. Sie werden damit hervorgetreten sein, als Kleist so weit genesen und durch neue Arbeiten hoffnungsvoll gestimmt war, um dem früheren, mit Festigkeit verworfenen Werk Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Daß aber Kleist später die Arbeiten am „Guisford“ wieder aufgenommen habe, ist völlig unwahrscheinlich. Er wird froh gewesen sein, vor diesem bösen Schattengeist jekt Ruhe zu haben, und als eine Art Sühnopfer für die Vernichtung den wunderbar geretteten Torso pietätvoll-wehmüthig aufgerichtet haben.

Die Beschäftigung mit dem Guisford-Stoff dürfte weit zurückreichen. Von Januar bis März 1797 erschien in Schillers „Horen“ eine vom Major von Funk verfaßte historische Abhandlung, „Robert Guisford, Herzog von Apulien und Kalabrien“. Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß Kleist bereits um jene Zeit den recht farbig geschriebenen Auffay gelesen habe und daß seine Seele sich sogleich von der großen Gestalt des Normannenfürsten eigenartig ergriffen fühlte. Mehr als wogende Phantasiebilder werden aber

damals noch nicht in ihm aufgefliegen sein. Als dann 1799 der „Wallenstein“ erschien und auf Kleist mächtig wirkte, wird die Gestalt des abenteuerlichen Normannenhelden vor seinem geistigen Blick wieder aufgefliegen sein, als eine Art von idealem Rivalen des gewaltigen Friedländers. Und von da ab wird die Gestalt dem gährenden Dichterherzen keine Ruhe mehr gelassen haben. Aber gewiß hat er sich stets geschaut, die Feder anzusetzen, bis dann endlich in Paris, im Herbst 1801, der Drang in ihm überhandnahm und er nun damit begann, sein „Ideal“ sich „auszuarbeiten“. Jedenfalls kann mit diesen Worten nur der „Guiskard“ gemeint sein: denn alle anderen Stoffe hatten für Kleist nicht die Bedeutung eines „Ideals“. Zwischen Paris 1801 und Paris 1803 wäre demnach die Arbeit am „Robert Guiskard“ eingespannt gewesen, bis zu ihrer letzten Vernichtung. Vermuthlich umfaßt die Arbeit drei Etappen, die jedesmal mit einer Verwerfung enden. Die erste wäre der Beginn der Niederschrift in Paris. Die zweite umfaßt die Wiederaufnahme in der Schweiz und die dritte, hartnäckigste und an Schmerzen reichste, begleitet den Dichter auf den vielen Stationen seiner Irbahn, nach Weimar, Osmanshüt, Leipzig, Dresden, abermals in die Schweiz und nach Paris zurück, wo zwei Jahre früher der Ausgangspunkt war. Daß Kleist an seinem Drama eben so unablässig vernichtete, wie er unausgesetzt daran arbeitete, hat er Wieland gegenüber offen eingestanden. Ihm schwebte „ein so hohes Ideal“ vor, daß er sich „nichts zu Dank machen“ könne. Dabei hat es ihm an Aufmunterung durchaus nicht gefehlt. Noch bevor er sich Wieland entdeckte, hat er von Weimar aus an Ulrike geschrieben, daß der Anfang seines Gedichtes die Bewunderung aller Menschen erwecke, denen er es mittheile. „O Jesus! Wenn ich es doch vollenden könnte! Diesen einzigen Wunsch soll mir der Himmel erfüllen; und dann mag er thun, was er will.“ Wie Wielands Aufnahme war, hörten wir schon. Er hat auch später nichts unterlassen, Kleist zur Fortarbeit aufzureizen. „Nichts“, schrieb er an ihn, „ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich. Sie müssen Ihren Guiskard vollenden, und wenn der ganze Kaukasus und Alles auf Sie drückt.“ Die herzlichen Worte des wackeren Altmeisters haben Kleist außerordentlich erquickt. Wiederholt ließ er, wenn er mit der Berzweiflung rang, den Brief Wielands sich nachschicken. Aber konnte der Glaube eines Anderen den mehr und mehr schwindenden eigenen Glauben ihm ersetzen? Was Wieland mit Entzücken erfüllte, vermochte ihm selbst noch lange nicht zu genügen. Alles oder nichts! Und herunter mit dem Dichterkranz von Goethes olympischer Stirn!

Auch wir sehen Kleists Werk ungefähr so gegenüber, wie Wieland es that. Auch wir schauen zu dem uns erhaltenen Guiskard-Fragment empor als zum verheißungsvollsten Torso unserer gesammten Literatur und als zu

einem der mächtigsten Dichtersfüße in der Poesie aller Völker. Noch einmal sei Wieland citirt. In folgende Worte, die ewig denkwürdig bleiben werden, hat er den vom „Guiskard“ empfangenen Eindruck später zusammengefaßt: „Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakspeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde Das sein, was Kleist's Tod Guiskard's des Normannen, sofern das Ganze Demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden ist.“ Mit welch innigem Stolz mag es Wieland erfüllt haben, daß er den beiden hoheitvollen Dioskuren, die auf ihn herabsahen, einen Größeren, wie er glaubte, gegenüberstellen konnte! Und wie natürlich erscheint, in diesem Lichte betrachtet, Goethes Abwehr gegen Kleist!

Bevor wir nun selbst das Guiskard-Fragment betrachten und Wieland's Lob auf seine Berechtigung hin untersuchen, müssen wir der Entstehung des Gedichtes durch eine Betrachtung der ihm zu Grunde liegenden Quellen noch näher zu kommen suchen. Außer dem langen Essay Funks hat Kleist (wie Minor wahrscheinlich zu machen suchte) wohl auch noch die Memoiren der byzantinischen Kaisertochter Anna Komnena benützt, die von Schiller in dessen „Allgemeiner Sammlung historischer Memoires“ (1790) herausgegeben wurden. Da Funk in der Hauptsache durchaus auf Anna Komnena beruht, so macht Das übrigens nicht viel Unterschied aus.

Kleist's Tragödie beginnt ungefähr da, wo die Quellenwerke enden. Charakteristisch nennt ja auch Wieland das Drama den „Tod Guiskard's des Normannen.“ Trotzdem ist der Einfluß der Quellen nicht so ganz gering anzuschlagen und jedenfalls können sie über das leider Fehlende der Dichtung einige Vermuthungen entstehen lassen. Wenn auch der Tod die eigentliche Darstellung ausmacht, so sollte doch unzweifelhaft das vergangene Leben des Helden, wie die Antike es that und wir es heute bei Ibsen wieder sehen, in seinen lebendigen Nachwirkungen stark in die Entwicklung eingreifen und so die unlösliche Verquicktheit alles Geschehenden darthun. Wir lernen bei Funk Robert den Normannen, der wegen seiner Verschlagenheit den Beinamen „Guiskard“ — Das heißt: Schlaukopf — erhielt, als sechsten Sohn des alten Tancred von Hauteville kennen, dessen zwölf Söhne in fernem Landen sich Kriegsrühm erworben haben. Zweiundzwanzigjährig bricht Robert im Jahre 1047 aus der Normandie auf, überschreitet, von wenigen Rittern begleitet, die Alpen und strebt Süditalien zu, wo in Kalabrien durch Wilhelm von der Normandie ein eigener Normannenstaat begründet war. Dort führt Robert zunächst eine Art Räuber- und Abenteurerleben, einzig darauf bedacht, sich Besitzthümer und Rachtmittel zu erwerben, um so früh wie möglich eine

selbständige Rolle auf dem Welttheater zu spielen. In Allem, was er that, zeigt er sich als Kerl von Rasse und es verschlägt nichts, wenn er, wie Junf sagt, „weniger edel als groß“ war. Denn „nach der Wahl seiner Mittel darf er nicht gerichtet werden. Keins, das ihm zur Erreichung seiner Absichten nützlich ist, scheint dem Ehrgeizigen unerlaubt, aber an dem festen Schritt, womit er trotz den sich unaufhörlich häufenden Schwierigkeiten gerade auf sein Ziel losgeht, an seinem Muth in Gefahren, seiner unerschütterlichen Standhaftigkeit im Unglück und an den Hilfsquellen, die er stets in sich selbst findet, erkennt man das überlegene Genie“.

Das war eine Gestalt, die einen Dichter fesseln mußte, und Kleist ist denn auch allen Hauptzügen dieser Gestalt in seiner Dichtung vollkommen treu geblieben. Auch das Aeußere Guislarbs hat er sich gewiß ähnlich gedacht, wie Anna Komnena es beschreibt: „Er hatte eine ansehnliche Größe, trug ein herabhängendes Haar und einen langen Bart, weil er fest an der Sitte seiner Völker hing. Bis an sein Ende sah man auf seinem Gesicht Mannkraft, die in ihm, schon dem äußeren Ansehen nach, einen Regenten anzukünden schien.“ Diese „Mannkraft“ ist durchaus die innere und äußere Signatur auch des keislichen Robert Guiskard. Was dann weiter erzählt wird, dient dazu, die Figur noch lebendiger auszumalen. Unten in Süditalien prügelt sich der junge Guiskard so lange herum, bis es ihm durch List, Kühnheit und Fähigkeit gelingt, festen Fuß zu fassen und sich sein eigenes Herzogthum zu gründen. Auch wider den Papst hat er gekämpft, den er dann zwang, ihn zu belehnen und dadurch seinen „Erwerbungen“ den Charakter der Legitimität zu geben. Recht böse war lange sein Verhältniß zu seinem Bruder Humphred (bei Kleist: Otto), bis er sich öffentlich mit ihm versöhnte und nach dessen Tode für den unmündigen Abälard die Vormundschaft führt. Das that er freilich in einem solchen Sinne, daß Abälard dadurch rechtlos wurde, wobei Guiskard sich darauf stützen konnte, daß die Erbfolge von Bruder zu Bruder bei den Normannen Brauch war. Jedenfalls hat er mit Abälard später viel zu schaffen gehabt. Dieser wird sein gefährlichster Gegner, weil er durch Roberts „Ränke“ „dem Volk theuer“ gemacht wird. Auch verschwindet Abälard frühzeitig aus der Geschichte, während sich Kleist den hier liegenden dramatischen Konflikt nicht entgehen läßt und den unzufriedenen, um sein Erbtheil gekränkten Neffen in Guiskards letzte Zeit mit hinübernimmt. So hat sich im historischen Robert Guiskard allmählich der verwegene Abenteuerer in den planvollen Eroberer und verschlagenen Staatsmann verwandelt. Seine Gegner waren die von ihm zurückgedrängten normannischen Edlen und byzantinischen Reichthaber, während das bisher durch den härtesten Druck herabgedrängte Volk unter seinem Szepter des Daseins froh wird und ihm mit Liebe anhängt. Allmählich bemächtigte

er sich Apuliens und Siziliens; und nachdem er sich eine Flotte verschafft hat, mit der er selbst den Venetianern siegreich entgegentreten kann, richtet er seine Augen begehrlieh auf Byzanz. Schon früh hat er eine seiner Töchter, Helena, die auch bei Kleist vorkommt, mit dem Sohn und Thronfolger des byzantinischen Kaisers Michael, dem „im Purpur geborenen“ Prinzen Konstantin Dufas, vermählt. Als dann, um Erbstreitigkeiten beizulegen, der Zug gegen Konstantinopel unternommen wird, folgt ein Theil der Normannen widerstrebend, weil Viele in Süditalien bereits stark begütert sind und das Ihrige genießen wollen: ein Motiv, das gleich anfangs bei Kleist, als Heimathsehnsucht verhüllt, angedeutet wird. Die Jünglinge jedoch, von Ruhmsehnsucht und Abenteuerlust angefaßt, folgen Guiskard mit Begeisterung. Und bei Guiskard selbst „verschlang die Freude, endlich den letzten Schritt zur Erfüllung aller seiner Wünsche zu thun, jedes andere Gefühl“. Da bricht bei der Belagerung von Durazzo eine Hungersnoth und eine Seuche aus, die 500 Ritter und 10 000 Gemeine hinwegrafft. Doch Robert Guiskard bleibt unerschütterlich und bewährt seine „kalte Größe“. Er weiß die Seinen aufzurichten, geht furchtlos tröstend in den Lazarethten umher und hält schließlich eine zündende Rede, die dahin ausklingt: „Wir müssen siegen oder sterben.“ Auch hier hat Kleist für die spätere Situation von Konstantinopel vielerlei Farben entnommen. Ein Hügel, der mit Verschanzungen umgeben und zum Hauptquartier gemacht wird, kehrt bei Kleist, als „Guiskards Hügel“, wieder. Als dann Guiskards Sohn Bohemund vom Fieber ergriffen wird, verheißt der Vater seine Betrübniß, „um dem Volk eine stets heitere Stirn zu zeigen“. Das ist bei Kleist gewaltig verstärkt, da nicht der Sohn, sondern Guiskard selbst der von der Krankheit Ergriffene ist. Bemerkenswerth erscheint auch eine dem Guiskard gegebene Prophezeiung, daß er in Jerusalem sterben werde. Trotzdem stirbt er vor Konstantinopel, von einer dort ausgebrochenen Seuche erfaßt, sechzigjährig in den Armen seiner herbeigeeilten Gattin. „Das Heer, von panischem Schrecken ergriffen, verließ seine Eroberungen und stürzte sich auf die Schiffe. Mit einer solchen Eile drängten sie sich zur Rückkehr, daß Viele mit ihren Pferden ins Meer sprangen und in der Begierde, sich zu retten, extrantek.“ Ein unvergleichliches Schlußtableau: diese Panik der Verlassenen, nach dem Tode ihres Anführers!

Aus einigen Anmerkungen geht hervor, daß Kleist diesen historischen Stoff sehr wohl überschaut hat und Mancherlei daraus zu verwenden gedachte. Ihm als Dichter aber kam es vor Allem auf den dramatischen Stil, auf die höchste Konzentration an. Darum wollte er, durch den „Wallenstein“ auf das Vorbild der Antike zurückgeführt, gleichsam bloß einen gewaltigen Schlußakt dichten, in dem doch das Ganze enthalten sein sollte. Betrachten wir zunächst das Vorhandene. Mit einer Art Chor beginnt Kleist. Das „Volk“

spricht, „in unruhiger Bewegung“. Es hält sich im unteren Theil der Bühne, der der antiken „Orchestra“ entspricht, auf, während der Schauplatz der Handelnden, die „Scene“, der Hügel ist, auf dem das Guiskardzelt steht. Doch fällt dieser Hügel nicht, wie es der Antike entsprechen würde, den Prospekt. Er steht an der Seite. Im Hintergrund aber sieht man das Meer und die Flotte. Das ist ein durchaus modernes malerisches Bühnenarrangement, das zeigt, wie sehr sich Kleist seiner Freiheit der Antike gegenüber bewußt war. Das Sinnlich-Malerische wird noch durch einige Nebenzüge verstärkt. Vor dem Hügel stehen Cypressen. Auf dem Lagervorplatz aber brennen die Feuer, „die von Zeit zu Zeit mit Weihrauch und anderen stark dufenden Kräutern genährt werden“. Es herrscht frühes Morgenzwielicht, die Sonne steigt erst später empor. Dort bewegt sich nun also das Volk; und der Chor, den es zu sprechen hat, ist nicht, wie Schiller später in der „Braut von Messina“ that, strophisch und liebhaft gebaut, sondern ein freier Jambenfluß. Auf der Bühne gesprochen, müßte er verschiedenen Rednern, Männern und Weibern, zugetheilt werden, die ihn wie die Rede einer einzigen Person vorzutragen hätten. Dabei müßte viel Sorgfalt auf das musikalische An- und Abschwellen der Stimmen verwendet werden. Denn dieser Chor, in all seiner charakteristischen Schärfe, ist ganz aus dem Geist der Musik herausgeschaffen und von einem wahrhaft majestätischen, stolz hinausgehenden Rhythmus. Die dramatische Aufgabe dieses Volkshores ist, die allgemeine Situation zu entwickeln: wie die Pest Tausende hinschlingt und wie eine drohende Stimmung sich vorbereitet, die selbst einem Guiskard gefährlich werden könnte. Dann legt sich die Brandung; einige Solostimmen lösen sich aus dem Chor. Krieger sprechen; ein Greis beschwichtigt. Auf der Hügelszene erscheint Helena, Guiskards Tochter, die vermittelte und vertriebene Kaiserin von Griechenland, jetzt mit Guiskards Neffen, Abälard, verlobt. Sie will das Werk des Greises vollenden, beruhigend zu wirken. Aber ihr ungewöhnliches Erscheinen, ihre scheu verborgene Unsicherheit tragen einen Keim neuer Beunruhigung herbei. Und der wächst sich, nach ihrem Abgang, weiter aus, doch nicht im Volke, das ziemlich beschwichtigt ist, sondern in den Führern des Volkes, die es zu beschwichtigen versucht haben.

Ein Krieger, der nachts am Feldherrnzelt Wache stand, ist hinzuge treten und weckt einen fürchterlichen Argwohn: Guiskard selbst ist krank, hat wohl gar die Pest! Das fliegt eben auf, da wird es zunächst schon wieder unterdrückt, wird durch zwei neue Hauptstimmen übertönt, die sich wider einander bewegen. Robert, des alten Guiskard Sohn, und Abälard sind aus dem Zelt getreten. Hestig fährt Robert das Volk an und schildert den Greis, des Volkes Wortführer. Wohlredend und zweideutig fällt ihm Abälard ins Wort, um das Volk zu gewinnen. Und das Volk hört auf den schmeichelnden

Freund und zeigt dem scheltenden Führer seine Abneigung. Da magt Abälard, der sich sicher fühlt, eine böse Rede. Das Argwohnmotiv wieder aufnehmend, spricht er von Guiskards Krankheit, und nachdem Robert sich zornig entfernt hat, schürt er den Argwohn mit durchsichtigen Verrätherworten bis zur anstößigen Gewißheit. Aber als er nun das Instrument des Volksherzens bereits in der Hand zu haben und darauf spielen zu können glaubt, entgleitet es ihm wieder, weil er zu starke Töne daraus hervorlocken will. Sobald es sich um die Liebe zu Guiskard handelt, zeigen die Volksführer sich standhaft. Und als nun das Unerwartete geschieht und der Sohn die bevorstehende Ankunft des für krank ausgegebenen Vaters ankündet, schmilzt diese Liebe in raschen Tempofügen bis zu einem Furioso der Begeisterung an, das den aus seinem Feldherrnzelt hervortretenden Guiskard mit elementarischen Tönen umbraust. Damit ist endlich die führende Hauptstimme hervorgetreten und sogleich vertritt sich die andere, die sich eben erst die Führung angemahnt hatte: Abälard, auf Guiskards barsch-kurzen Befehl, windet sich aus der Volksmenge hervor und „tritt hinter ihn“, wo er im Gefolge des Großen lautlos verharrt. Eine stolze Gewißheit scheint sich auszubreiten, der Argwohn flattert nur noch wie ein scheuer Nachtvogel. Aber er flattert fortwährend. Ganz leise Stimmen vibrieren. Gelegentlich schwellen sie an, um sich gleich wieder zu senken. Guiskard, der sich gesund Stellende, beherrscht voll den Vordergrund. Und nun endlich darf der Greis reden, darf vorbringen, was die Volksstimme heischt.

Diese Darstellung wird verrathen haben, nach welchen musikalischen Befehlen unser Guiskard-Fragment gebaut ist. Das Volk und seine Wortführer kann man als Orchester mit vereinzelt, individualisirten Instrumenten bezeichnen, dem sich in Helena, Robert, Abälard, Guiskard und, ganz schwach erst angeschlagen, in dessen Gattin Cécilia die menschlichen Stimmen gegenüberstellen. Die Instrumentalbehandlung des Orchesters und die Verwendung der menschlichen Stimmen zeigen eine eben so kunstvolle wie vom feinsten dynamischen Empfinden geleitete Gliederung. Und diese Gliederung richtet sich je nach dem Hervortreten der führenden Motive, die man als Heimwehmotiv, Grollmotiv, Argwohnmotiv, Beschwichtigungsmotiv, Gewißheit- und Jubelmotiv füglich kennzeichnen kann. Die Behandlung ist eine solche nach symphonisch-oratorischen Grundsätzen, mit feiner Benützung der contrapunktischen Befehle. Als Ziel tritt die Schöpfung eines auf musikalischen Grundempfindungen basirten Dramas hervor, so daß man in Kleist wohl eben so einen Vorläufer des modernen musikalischen Dramas erblicken darf, wie Schiller in vielen Punkten der Vorbereiter der großen Oper war. Damit ist die Antithese zwischen Schiller und Kleist klar ausgedrückt. Auch bei Schiller herrscht ja ein musikalisches Element. Aber es fluthet gleichsam

selbstherrlich über die Stimmen hinweg. Bei Kleist jedoch ist es mit der Stimmführung innig verwachsen und gestattet die sorgsamste und individuellste Ausführung jeder einzelnen Stimme (und Orchesterfigur) in jedem einzelnen Moment. Ungleich stehen die Stimmen wider einander in einem wohlthätig-conträren Gegensatz und ihr kontrastirender Wechsel zielt durchaus auf eine große Harmonie hin, die die gesonderten Theile zu verbinden hat. Eine Verbindung Shakespeares, des großen Charakteristikers und Individualisten, mit der Antike, der strengen Hüterin des architektonischen Stiles, wird nur durch den Anschluß der Dichtkunst an die Arbeitsweise der Musik zu ermöglichen sein, wozu uns, nach Kleist, Richard Wagner und Nietzsche die Wege gewiesen haben.

Das Stilproblem scheint nun für Kleist und seine Zeit in dem uns erhaltenen Fragment vollkommen gelöst und die Lösung des von Wieland gespendeten Lobes würdig zu sein. Ob der Dichter die Fähigkeit besessen hätte, den gefundenen Stil durch die ganze Dichtung festzuhalten, vermögen wir nicht zu entscheiden, dürfen es aber bezweifeln, da Kleists eigenes Verhalten, seine Niedergeschlagenheit und Verzweiflung dagegen sprechen. Jedenfalls: er hat das Höchste erstrebt und zum Theil auch geleistet und dafür gebührt ihm die Palme. Uns aber steht es zu, das so kostbare Bruchstück wie einen Edelstein auch zu prüfen. Es gehen genug Strahlen davon aus, um unsere Forschung, so sehr sie sich bescheiden muß, doch nicht völlig im Dunkeln zu lassen.

Seien können uns dabei drei Erwägungen: unsere Kenntniß der Quellen, die Betrachtung der im Fragment angelegten Charakterkonflikte und die Berücksichtigung gewisser Voraussetzungen, die hier und da im Bruchstück zu finden sind. Da die Quellen nur an einzelnen Stellen in Betracht kommen können und die Voraussetzungen ziemlich sparsam und ungewiß sind, so bieten nur die Charakterkonflikte unseren Vermuthungen eine sichere Grundlage. Da treten uns denn drei Gruppen gegenüber: Guisgard und die Seinen, Abälard mit seinen Sonderbestrebungen und das normannische Volk. Was Guisgard will, ist klar. Er will mit allen Mitteln sein Ziel erreichen, Konstantinopel zu erobern. Seine darauf gerichtete Leidenschaft ist bei Kleist nicht kleiner, als sie uns in den Quellen erscheint, und aus den Quellen geht auch hervor, daß Guisgard sein mit Leidenschaft verfolgtes Ziel nicht erreicht, da er der Pest erliegen wird. Der Kampf des gesunden heroischen Geistes mit dem von der zerfressenden Krankheit befallenen Körper wird unzweifelhaft der innerliche Hauptkonflikt des Helden Guisgard gewesen sein und gewiß haben Szenen dieser Art schon fertig vorgelegen und Wieland so bestochen, daß er in ihnen den Schwerpunkt des Ganzen erkannte und so vom „Tod Guisgards des Normannen“ sprach. Die Schilderung, die der „Greis“ in einigen seiner letzten Verse vom Verlauf der Krankheit macht,

deutet uns den Verlauf an: wie sich der Betroffene mit unsäglicher Anstrengung emporsträubt; wie er dann kraftlos niederfällt, als in sein Grab; wie er schließlich von Verwirrung der Sinne befallen wird, gegen Gott und Menschen die Fäulnis flucht, der Gattin, den Kindern, allen Freunden sinnlos entgegenwüthet. Jener leichte Schwindel, der Guiskard vor dem Zelt befällt und der nun durch die von der Tochter untergeschobene Heerpauke schonend verheimlicht wird, ist gleichsam das erste Wetterleuchten. Die ungeheure Selbstbezwingung aber, mit der der kranke Held sich hält, die Schwachheit der Gattin dadurch beschämend, zeigt uns an, wie erbittert der Kampf des Geistes mit der fortschreitenden Auflösung sein, wie Guiskard in lichten Momenten immer wieder versuchen wird, die Krankheit abzuleugnen, wie er auch gewiß nicht davor zurückschrecken wird, einen Hauptsturm anzuordnen, der dann auf der Höhe des Sieges den Tod des Helden herbeiführt.

Aber neben dem inneren Konflikt steht der äußere. Da ist Abälard, der ehegeizig, um sein Erbtheil betrogene Nefle. Er ist ein kluger, gewandter, schmucker Mann, der, wie er das Ohr des Volkes zu gewinnen versteht, auch bei seinem Oheim sich einzuschmeicheln gewagt hat. Dabei brütet seine Seele böse Pläne. Und in gewissem Sinn hat er Recht. Um ihn wegen des ausgefallenen Erbtheils zu beschwichtigen, hat man ihn Guiskards Tochter Helena, die vertriebene Kaiserin, verlobt, und wenn nun Konstantinopel erobert wird, so darf Abälard hoffen, als Gemahl der wiederingefesteten Kaiserin und als Vormund ihrer Kinder die Gewalt und später vielleicht auch die Kaiserkrone an sich zu reißen. Da macht Guiskard ihm einen Strich durch diese Rechnung. Er hat mit einigen unzufriedenen Griechenfürsten, Nesus und Roxias, angeknüpft und diese sind auch bereit, ihm die Stadt durch Verrat in die Hände zu spielen. Nur soll Guiskard einwilligen, die byzantinische Kaiserkrone nicht für seine Tochter Helena, sondern für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Das hat Guiskard zu Beginn des Stückes zugesagt und damit ist Abälard hinterrücks wieder geschädigt. Der beginnt nun sofort den Kampf gegen Guiskard, aber er beginnt ihn als heimtückischer, doppelgängiger Wähler. Zwar Guiskards Sohn, dem hitzigen, hochfahrenden und polternden Robert, wagt er auch ins Gesicht gegenüberzutreten. Sobald aber Guiskard selbst angekündigt wird, geht eine „liegende Blässe“ über Abälards Antlitz, und als der Feldherr vor ihm steht, ist er ganz kleinlaut und schließlich froh, geduckt hinter dessen breitem Rücken zu stehen. „Ich sprech' nachher ein eignes Wort mit Dir“, sagt Guiskard zu Abälard; damit ist uns zweifellos der Inhalt des zweiten Aktes angedeutet worden. Dieser Akt wird im Zelt gespielt haben. Der krank daliegende Guiskard, die einzig um sein Wohlsein besorgte Gattin, der über Abälard empörte und die Anderen aufstachelnde Sohn, die durch ihre Zwitterstellung gedrückte, liebevoll vermittelnde Tochter stehen auf der einen Seite, auf der andern Abälard, dessen Muth

und Frechheit wachsen, je mehr er die Krankheit fortschreiten sieht und je mehr er vielleicht hoffen darf, sich auf gewisse Stimmungen im Volke zu stützen. Aber immer wieder wird er von Guiskard untergekrigt werden und immer wieder wird er feig ausweichen, sobald er die alte Heldekraft des „ranken Löwen“ zunehmen sieht. Da er aber formell manches Recht auf seiner Seite hat, so wird er nicht müde werden, es geltend zu machen, und stets muß Helena der leidende Theil sein, deren Herz zwischen Vater und Verlobten, Pietät und Rechtsgefühl schmerzvoll hin und her gerissen wird.

In Guiskard aber dürfen wir noch einen gewissen mystischen Zug vermuthen. Schon Minor hat an jene in den Quellen enthaltene Prophezeiung erinnert, daß Guiskard in Jerusalem sterben solle, und darauf hingedeutet, daß Guiskards Worte: „Es hat damit (daß er die Berührung der Kranken nicht scheue) sein eigenes Bewenden“, wohl darauf zu beziehen seien. Das ist in der That in hohem Maße wahrscheinlich. Guiskard wird sich für einen gefeiten Mann gehalten und darin einen Theil seiner moralischen Stärke gefunden haben, wie Wallenstein in seinem Sternenglauben. Die eigenthümliche mystische Kraft wird dem Charakterbilde Guiskards erst den letzten Strich gegeben haben. Vermuthlich sollte die Dichtung in ihrem weiteren Verlauf so gewagte Situationen enthalten, daß ein Tropfen Mystik darin unentbehrlich blieb. Denn es steht außer allem Zweifel, daß nicht nur der lebende, sondern auch noch der tote Robert Guiskard der Held dieses wunderbar schillernden Dramas sein sollte.

... „Robert Guiskard“ wäre sicher ein durch Charakteristik, Situationen, innere Spannung in hohem Grade fesselndes Drama geworden. Und hochragend in der Mitte, auch nach dem Tode noch furchtbar, steht der gewaltige Normannenheld, eine Art Moses, der mit dem Blick ins Gelobte Land tragisch dahinsinkt, dicht vor dem Ziel. Und kaum minder eine Art Heinrich von Kleist, nicht nur durch sein Geschick, auch von Charakter. Oder sagen wir: das idealisirte Charakterbild Heinrichs von Kleist. Eine Doppelheit, die wir in Kleists ganzem Werk so häufig finden, enthält sich uns hier: höchste Leidenschaft und höchste Selbstbezwungung. Aber so organisch verbunden wie im Guiskard hat Kleist später diese Charakterzüge nicht mehr darzustellen vermocht. Bei Guiskard ist die Leidenschaft geradezu die Kraft, aus der die Selbstbezwungung entspringt. Deshalb, weil seine Seele mit glühendem Begehren die Eroberung von Byzanz will, eben deshalb vermag diese Seele auch über den kranken Körper zu triumphiren: gewiß der denkbar stärkste Typus des heroischen Menschen, da hier der Heroismus aus einem Affekt zu einer moralischen Kraft geworden ist. Was aber Kleist hier in Robert Guiskard dargestellt hat, danach sehen wir ihn in seinem eigenen Leben unablässig ringen. Von starken Affekten und heftigstem Begehren umhergetrieben, mit höchstem

Ehrgeiz dem höchsten Ziel entgegentrachtend, sucht er doch stets mit allem Aufgebot seiner Kraft die brodelnde Masse zusammenzuhalten und Herr zu bleiben über sein Geschick. Freilich ist er dem Schicksal immer wieder unterlegen. Er ist nicht so heroisch wie sein Guisikard, aber um so tragischer. Doch auch heroisch! Wie wenige Andere hat er mit edlem Bewußtsein für seine Kunst gelitten, wie wenig Andere hat er sie heilig gehalten. Schon dieses Eine, daß er sich so schwer zur Erkenntniß seiner Künstlerchaft durchrang, daß er so tief darüber zu schweigen mußte, zeigt ihn uns von dieser Seite der hohen Selbstprüfung und Selbstzucht. Es war viel unstetes Geflader in ihm, aber wenn es sein mußte, brannte sein Feuer in reiner, heller Flamme, steil und hoch, wie eine Priesterflamme auf geheiligtem Altar. Er, der in seinen Briefen eine Sprache spricht, die die Unruhe und Empfindungsfülle Werthers noch überbietet, hat in dem zu gleicher Zeit geschriebenen Guisikard-Fragment einen Sprachton in der Gewalt, der die malende Einfachheit Homers mit der plastischen Kühnheit Shakespeares verbindet. War es „Größenwahn“, wenn er in gesteigerten Momenten glaubte, mit diesem Werk die höchsten Höhen des Parnassus zu erklimmen? Gewiß nicht! Einem Dichter von hohem, reinem Streben sieht auch solch ein Selbstgefühl wohl an.

Wien.

Dr. Franz Servaes.



Bei Gabriele d'Annunzio.

Mit Gabriele d'Annunzio stand ich seit Jahren in regem Briefwechsel. Ich hatte die Verbindung mit seinem deutschen Verleger in die Wege geleitet und es war sogar zwischen uns zu einigen Rißhelligkeiten gekommen. Persönlich kannte ich ihn nur flüchtig, suchte ihn aber auf, um die Streittag zu begraben. An einem herrlichen Septembertage langte ich in dem Seebad Viareggio bei Pisa an, wo d'Annunzio den Sommer zugebracht hatte. Er aber, der sein Leben zwischen Schreibtisch und Eisenbahnwagen verbringt, war gerade ausgeflogen: nach Spezia, wo ihm die Dichterkrone als Rationalfänger des Meeres aufs Haupt gesetzt werden sollte. Er hatte ein neues Schiff auf den Namen einer seiner Heldinnen gekauft und die Marineoffiziere dieses ersten Verteidigungsplatzes Italiens gegen Frankreich hatten den Dichter immer wieder gendthigt, seine Abreise von einem „dirrotto“ zum anderen zu verschieben. Als ich eben den nächsten Zug besteigen wollte, um wie Mohammed zum Berge zu fahren, traf er ein und ich konnte ihn gleich am Bahnhof begrüßen.

Seine Erscheinung hatte sich meinem Gedächtniß vor einem Vierteljahr-

hundert eingepreßt. Damals schwebte er im ersten Rausch des Ruhmes, gehoben durch seine ersten Erfolge auch bei dem schönen Geschlecht, durch die Straßen Roms, hinter sich einen wundervollen Bernharden, und lenkte durch seine apollinische Erscheinung alle Blicke auf sich. Als er jetzt mit jugendlicher Frische aus dem Wagen sprang und sich ungezwungen mit Freunden unterhielt, die gekommen waren, um ihn zu empfangen, traute ich meinen Augen nicht. Für einen Apoll ist er heute allerdings ein Bißchen zu unterseht, aber mit seiner geschmeidigen Gestalt, in dem blau und weiß gestreiften Planelanzug, den Strohhut fed auf dem Kopf, das dünne Bambusrohr in der Hand, sah er doch ganz anders aus, als man sich ihn nach seinen Arbeiten, Erlebnissen, Bildern und Biographien vorstellen würde. Sein Schädel ist gewölbt, das Gesicht voll; die etwas hervortretenden blauen Augen haben einen forschenden Blick. Der Eindruck einer ganz ungewöhnlichen Willensstärke und rücksichtslosen Energie wird durch die weichen Linien des Mundes, der nicht nur die lebenden Vorbilder seiner Romanheldinnen, sondern jede schwärmerisch angelegte Frau entzücken muß, gemildert. Er lächelt, mit seinen prachtvollen Zähnen, gern; sein Gesicht braucht dieses Lächeln wie die Klar die Sonne. Erst wenn er offiziell wird und posirt, gleicht er den unsympathischen, düffelhaft wirkenden Bildern, die wir aus seinen Büchern kennen. Seiner physischen Vorzüge ist er sich bewußt. Er ist stets liebenswürdig und kongilant. Selten nur verräth ein leichtes Zucken der Mundwinkel, seine Furchen, die sich gleich den Naderchen der zartesten Blätter um die hellen Augen ziehen, seine Abspannung. Er strebt den großen Vorbildern der italienischen Renaissance nach; diese Männer pflegten besonders artig Die zu behandeln, deren Verderben schon beschlossen war. Doch kann ich mir wohl denken, daß, wenn seine ungewöhnliche Selbstbeherrschung einmal versagt, sich dieses jugendlich rosige Antlitz in ein Furienhaupt verwandeln kann, dessen Blitze schleudernde Blicke jedem Gegner Furcht einflößen müssen.

Zuerst überrascht sein jugendliches Aussehen. Sofort fragte ich ihn denn auch, wie er es fertig gebracht habe, Jahrzehnte lang unverändert zu bleiben. „Ja“, erwiderte er belustigt und eine kindliche Freude leuchtete über sein Gesicht, „nicht wahr, ich habe mich nicht schlecht gehalten? Oft fragt man mich, ob ich nicht der Sohn des berühmten Schriftstellers sei. Man kann mir sicher nicht Faulheit vorwerfen, doch habe ich mir einen vorzüglichen Wagen, den festesten Schlaf und — man lacht, wenn ich es sage — meine ganze Unschuld und Raibetät bewahrt. Ich kann zehn Stunden hinter einander schlafen und eben so lange reiten. Nur meine Löwenmähne ist dahin.“ Dabei lästete er den Hut und zeigte mir eine ganz ansehnliche Toujar, die, wie bei so vielen Mönchen und Heiligen auf altitalienischen Bildern, ein Kranz kurzgeschorener dunkelblonder, mit einigen Silberfäden durchzogener Haare umgiebt. Bei seinem Wohlgefallen an schönen Gestalten, namentlich an der eigenen, ist ihm dieser frühe Verlust seines Lockenschmuckes, dem einst ein befreundeter Dichter in einem lateinischen Distichon verheerliche, ein schwer zu verwindender Schmerz. In wunderlicher Leichtigläubigkeit hat er für allerhand Haarmittel Unsummen ausgegeben, natürlich vergebens; jetzt benutzt er das bewährte Petroleum-Kopfwasser.

Mit einem kräftigen Händedruck trennte er sich von mir, nachdem wir für den Abend eine Verabredung getroffen hatten, und bestieg mit den Freunden seinen

Wagen. Später trafen wir uns auf der Terrasse der Balena wieder, um noch mit zwei anderen Freunden bei einer Limonade ein Ständchen zu verplaudern. Die Balena ist eins der Privatetablissemens des herrlichen Biareggio, dicht am Meer gelegen. Bei diesem ersten Zusammensein wurde ich über seine Persönlichkeit und seine künstlerischen Absichten nicht klar. Ich ließ mich von dem Reiz seiner Stimme, seiner Art, zu sprechen, gesungen nehmen, fast möchte ich sagen: einullen. Er hat die einschmeichelndste, klangvollste Männerstimme, die ich je gehört habe, eine Stimme, die geschaffen scheint, Frauen süße Worte zuzulüftern. Er selbst kennt genau die Macht, die er in ihr besitzt; er spricht viel und gern. Der Zufall hätte ihm unmöglich eine bessere Gelegenheit bieten können, sich selbst plaudern zu hören, als an diesem Septemberabend. An dem reich und vornehm hergerichteten Mittelstisch feierten unter dem dunklen Sternenhimmel florentiner Aristokraten die Verlobung des Grafen Guicciardini mit einer amerikanischen Millionärin. Es war ein Genuß, den Unterschied zwischen den blutarmen Töchtern der Heldinnen eines Boccaccio und Sacchetti und der Niß aus dem Dollartlande zu beobachten. Alle waren mit ausgefeiltester Eleganz gekleidet; aber während die Florentiner kaum hier und da an einem Fondant knabberten und an einem Glase nippten, gab sich die Amerikanerin mit gesunder Natürlichkeit ungezwungen den Tafelfreunden hin, ihre leuchtenden Zähne lassen herzlich zu und in fröhlichster Stimmung leerte sie ein Champagnerglas nach dem anderen. d'Annunzio kannte sie Alle mehr oder weniger genau und gab, ohne in eigentliche Medisance zu verfallen, ein Kapitel aus der Gesellschaft zum Besten, das seinem „Placere“ zum Gewinn geworden wäre. Ueber sein inneres Leben hört man selten von ihm ein Wort. Man hat sofort die Empfindung, mit einem Menschenkinde besonderer Art zu thun zu haben, und manche Einwände, die sich dem Hörer auf die Lippen drängen, unterdrückt er gern, schon weil der Dichter sie entweder überhören oder in der Zuversicht seiner unermesslichen Ueberlegenheit mit einem mitleidigen Nicken abfertigen würde, aber auch, um den Zauber seines Vortrags nicht zu unterbrechen. Was er sagt, ist immer originell, geistreich und anziehend; dabei drängt seine erstaunliche Belesenheit und der ganze gelehrte Tand, mit dem er sein Gehirn vollgestopft hat, sich nie störend in den Vordergrund. Ich sagte ihm, wie sehr es mich freue, mich nach so langer Entbehrung endlich in der Heimath an einem solchen Ohrenschaum laben zu dürfen. Sofort setzte er mir auseinander, er sei stets bestrebt, beim Sprechen für jede Sache oder Empfindung den geeigneten Ausdruck zu finden und den Umriß jedes Wortes zu voller Geltung zu bringen. Dieser Uebung habe er auch den Erfolg seiner Vorträge — über Garibaldi, Riechische, Carducci, Verdi und Andere — zu danken. „Die Freunde“, sagte er mit leiser Ironie, „necken mich mit dieser Gewohnheit, jedes Wort wie ein Juwel zu eiseliren. Aber mich kümmerts nicht mehr als das Pfeifen der Spagen auf den Dächern; ich gehe ruhig meines Weges“.

„Sind Sie immer in so gehobener Stimmung?“ fragte ich ihn. „Ja! Ich kenne keinen Trübsinn. Ich werde viel angegriffen und gekränkt. Doch füllen Arbeit und Genuß mein Leben vollständig aus. Ich habe mir mit der Zeit die absoluteste Unempfindlichkeit gegen die Meinung Anderer angewöhnt. Die einzig wahre Lebensweisheit!“

Am nächsten Abend, bei Sonnenuntergang, während der ganze Himmel einem ungeheuren Feuerbrand gleich und die Landschaft in den unwahrscheinlichsten Tönen prangte, ging ich zu Fuß nach der kleinen Villa, die d'Annunzio am Strande zwischen Mareggio und Saryana bewohnte. Ein Dichternest, in der Art des englischen Hauses im weimarer Park, nur eben mit einer Aussicht auf das Mittelmeer, die Küste und die wundervolle Formation der apuanischen Alpen, die in wilder Erhabenheit die Landschaft abschließen. Die Villa ist von wild wuchernden, mir unbekanntem rothen Blumen umringt, die mich an Pigelheins Bild der „Blinden“ erinnerten; darunter glänzten Büschel silberner Pampogräser, deren Rispen so hoch aufgeschossen sind wie kaum die Palmen in nordischen Treibhäusern. Ich traf den Dichter, als er am Strande spaziren ging, um von seiner Besichtigung Abschied zu nehmen, und überließ ihn in dieser Stimmung sich selbst. Inzwischen benutzte ich die Gelegenheit, mir die Villa in der Nähe anzusehen. So herrlich der Weg gewesen war: dieser Naturpark wirkte noch stärker.

Mehr als der Schießstand, an dem d'Annunzio sich, wie einst Oettermann und Goethe, im Bogenschießen übt, fesselte ein kleines, dicht am Meeresstrand aufgeschlagenes Zelt aus Kamelhaar meine Aufmerksamkeit. Unter diesem Zelt hat der Dichter, nur von drei Kameltreibern begleitet, Monate lang in der syrischen Wüste ganz sich selbst gelebt. Mir war, als hastete noch ein Schimmer jenes blendenden Lichtes, jener Wästenklarheit daran, die d'Annunzio in der Gioconda wiederzugeben vermocht hat.

Rasch war die Nacht hernieder gesunken. Wir setzten uns zu einem späten Mahl. Patriarchalische Gastfreundschaft ist noch heute in den Abruzzern heimisch und der Dichter weiß das Mahl mit dem Reiz seines Wortes zu würzen. Wenn hätte ich die Gelegenheit benutzt, um ihn über seine angefangene Arbeit und über seine künstlerischen Ansichten auszufragen, aber ich konnte kaum dazu kommen und merkte bald, daß er auswich. Viel habe ich also nicht erfahren, Einiges aber doch heimgebracht.

Sein nächster Roman, „Gnade“, wird zur selben Zeit in Italien erscheinen wie die Uebersetzung von „Vergini dello Rocce“, dessen Fortsetzung er ist, in Deutschland. In „Gnade“ hat der Dichter die an Lüsterheit streifende Sinnlichkeit, die ihm die oberflächlichen Leser gewonnen hat, ängstlich vermieden. Das Werk behandelt den Wahnsinn, verfolgt ihn bis in seine geheimsten Tiefen; eine solche Studie über den Wahnsinn, meinte der Dichter, finde man in keiner anderen Literatur; „ich habe Jahre lang daran so eifrig gearbeitet, daß ich eine Prüfung als Irrenarzt bestehen könnte.“ Bleibt die Fortsetzung auf der selben stilistischen Höhe wie der Anfang, dann werden alle hellenistischen Philister enttäuscht werden, die italienische Literatur aber wird um eine wundervolle Profabdichtung reicher sein.

Ueber den durchgehenden Gedanken seiner Romanencyklen sagte er: „In allen wird die Läuterung des Einzelnen empfohlen. Die unnützen Mitglieder der Gesellschaft, wie Tullio Hermit, Andreas Spinelli, Giorgio Kurispa — die Helden im Romanencyklus der ‚Rose‘ —, gehen an ihren eigenen Fehlern zu Grunde. Die Starken triumphiren über Schmerzen, Enttäuschung, Tod und werden — darin besteht eben die ‚Gnade‘ — zu Uebermenschen, Beglückern, Weckern, wie Cantelmo, der Held im Romanencyklus der ‚Vilie.‘“ Außerdem ist d'Annunzio auf die originelle Idee verfallen, in einem Band zwölf der bekann-

testen biblischen Gleichnisse in seiner Weise weiterzuführen und auszugestalten, so daß der innere Sinn ein völlig anderer wird.

Seine eigenen Worte hatten ihn in eine angeregte Stimmung gebracht. Er gewährte mir Ausblicke auf künftige Pläne und sprach froh davon, daß er in seinem toskanischen Tusculum über viertausend Verse gedichtet und die Romane „Donatore“ und „Trionfo della Vita“ der Vollendung näher geführt habe.

„Aber ein solches Durcheinander muß Sie verwirrt machen!“ sagte ich. „Nicht im Geringsten!“ rief er, fuhr dann aber wehmüthig fort: „Keiner weiß, was ich ausstehen mußte! Kaum neunzehn Jahr alt, wurde ich in schimpflichster Weise umgarnt. Die Ehe, die ich damals schloß, wurde mir zur Quelle unjünglichen Leidens. Was wäre aus mir ohne die Arbeit geworden!“

Der Ruf, und der Ruhm eines Schriftstellers genügen dem Ehrgeizigen nicht mehr. Die höchsten Gipfel will er erklimmen und läßt durchschimmern, daß er seinem Volke ein Seher im Sinne Zarathustras werden möchte. Zu diesem Zweck schmeichelt er sich bei seinen Landsleuten ein. In der umfangreichen Sammlung seiner „Laudi del cielo, del mare, della terra, degli eroi“ (lauter Dithyramben in rhythmischer Prosa) verherrlicht er die Naturschönheiten, die Helden, die große Vergangenheit seiner Heimath, mit einem Schwung und einer Begeisterung, die im Herzen jedes Italieners den sympathischsten Widerhall wecken müssen. Daneben arbeitet er an drei Tragödien — Francesca da Rimini, Isabella Orsini, Caterina Sforza —, die dem Volk drei der hervorragendsten Frauengestalten der italienischen Geschichte vorführen sollen. Wie es sich für einen italienischen Rationaldichter schickt, mahnt er seine Landsleute unablässig, daß das zwischen zwei Meeren sanft hingestreckte Italien nur von der Schifffahrt und von seinen üppigen Kornfluren Heil zu erwarten habe. Ueber seine italienischen Fachgenossen spricht er natürlich nur sehr behutsam. Dennoch erfährt ich in langen Unterhaltungen Manches, das interessiren mag. Bei Fogazzaro läßt er das große Adonnen und die Lauterkeit der Gesinnung gelten, doch rechnet er ihnen wegen seiner beinahe deutschen Art des Empfindens, der vielen von diesem Dichter verwendeten Dialekte, besonders aber wegen der Sprache, die er ostgothisch nannte, kaum zu den Italienern. Der Genuese Bacili verdanke einer Production von ungefähr fünfzig Romanen große Routine, doch rage seine Begabung kaum über den Durchschnitt empor. Missasi, der anerkannte Erzähler Kalabriens, von dem einige Novellen auch in deutschen Zeitungen erschienen sind, suche den Hauptreiz in der Sensation und De Giacomo sei leider seinem höchst anerkanntwerthen Vorhaben, den Militärroman in Italien einzuführen, nicht gewachsen. Ungewöhnlichen Farbenreichtum und große Leichtigkeit der Erfindung lobte er an Mathilde Serao; einzelne ihrer Romane, besonders „Schlaraffenland“, seien wirklich gut, doch zeige ihre Sprache, wie die Fogazzaros, Schlacken und lasse viele Wünsche unerfüllt. Sie werde in ihrer Art wohl noch weiter schreiben, doch könne sie sich nicht mehr übertreffen, da ihr die notwendige Bildung und das Streben fehle, immer Reiferes, Größeres zu schaffen. Er selbst nannte dieses Streben sein einziges Ziel; darin sei Machiavelli, ein Genie, das noch lange nicht genug geschätzt werde, sein Vorbild. Jeden Tag liest er sich einige Seiten seiner Werke laut vor und abends durchstöbert er ein Wörterbuch; so sei „Fuoco“ etwa um tausend Worte reicher geworden

als seine früheren Werke. Er hoffe, seinen Wortschatz bei den künftigen Romanen noch vergrößern zu können.

„Die vorige Generation“, fügte er wörtlich hinzu, „ist literarisch tot. Unter den Jüngeren sind Zeichen von Talent sichtbar; so lange mich aber meine Kräfte nicht im Stiche lassen — und noch merke ich nichts davon — nehme ich es mit Jedem auf.“

Noch bevor er es ausdrücklich betonte, wußte ich schon, als die Rede auf Deutschland kam, daß er des Deutschen nicht mächtig und auf Uebersetzungen angewiesen sei. Er ist der Meinung, daß es den Deutschen, besonders in der Prosa, an wirklicher Größe fehle. Herrn von Hofmannsthal fühlt er sich innig verwandt. Am Besten kennt er die deutschen Dramatiker, — natürlich, denn gerade auf dem Gebiete des Dramas hat sich jene Internationalität verwickelt, die alle Grenzen niederreißen möchte, so daß die Theater der ganzen Welt fast überall auf die selbe Kost gesetzt sind. Von Hauptmann hat er eine viel höhere Meinung als von Sudermann — nur diese Zwei nannte er —, dessen Stücke er für keine Bereicherung der italienischen Bühne hält. Seiner Freundin Leonora Duse möchte ers gern ersparen, sich Jahre lang mit einer so saden Rolle, wie es die Magda in der „Heimath“ ist, quälen zu müssen.

Die französische Literatur nannte er ein mare putrido; und über Bourget, den er offenbar nicht liebt, sagte er: „Ein schlechter Romanschriftsteller, aber ein Herz von Gold; der Einzige, der allen literarischen cancan fern bleibt.“

„Und was halten Sie von Tolstoi?“ fragte ich, während wir auf dem Perron des Zuges von Viareggio nach Rom harrten, der gewöhnlich eine volle Stunde Verspätung hat.

„Seine philosophischen Theorien halte ich für grundfalsch; die Gehirncentren, die der philosophischen Betrachtung vorstehen, sind schon senil geworden. Doch sein Darstellungstalent prangt noch in voller Manneskraft.“

„Carducci haben Sie ja nicht erwähnt?“ warf ich dazwischen, denn bei der Verschiedenartigkeit ihrer Anschauungen und Tendenzen lag mir besonders viel daran, seine Meinung über diesen Dichter zu hören.

„In seinen Vorlesungen an der Universtität zu Bologna gedachte er meiner häufig als eines Meisters der Prosa, privatim aber nannte er mich ein . . .“ hier folgte ein Krostausbruch, der Rame eines eben so nährlichen wie viel geschmähten Bierfäblers, der besonders mit dem Heiligen Antonius von Padua in herzlichem Einvernehmen gestanden haben soll. Es scheint aber, als habe Carducci in jüngster Zeit sein hartes Urtheil gemildert, denn nachdem er die Ode d'Annunzios auf den Tod Verdis in der Zeitung gelesen hatte, telegraphirte er dem Dichter: *Salute e gloria italiana pura sul tuo cammino. Giosuè Carducci.*

Uebrigens haben sich die italienischen Zeitungen wohl noch nie so eifrig mit dem Verfasser von „Fuoco“ beschäftigt wie jetzt. Er wird nach allen Hauptstädten des Landes berufen, um sein Gedicht „Garibaldi“ in den größten verfügbaren Räumen, meist in Theatern, vorzutragen. Kein Platz bleibt leer und fast immer verlangt das Publikum als Zugabe die Ode auf den Tod Verdis.

Ernesto Bagliardi.



Selbstanzeigen.

Beiträge zur okkulten Wissenschaft. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn.
Preis: Mark 1,80.

Bei dem Klang des Wortes Okkultismus denkt der praktische, von philosophischen und metaphysischen Fragen unangekündete Verstandesmensch an allerlei Taschenspielerkünste und Betrügereien; der Psychologe denkt an Autosuggestion, Halluzination und fehlerhafte Beobachtung; der exakte Naturforscher denkt an die Möglichkeit des Vorhandenseins noch unerforschter Naturkräfte; der Mediziner an hypnotische Experimente und an das Wädchen für Alles: die Suggestion; der gutgläubige katholische Christ an „böse Geister“ und der Spiritist an Medien und verstorbenen Menschen. Im Jahre 1898 erschien unter dem Titel: „Okkultismus. Was ist er? Was will er? Wie erreicht er sein Ziel?“ das Ergebnis einer unparteiischen Rundfrage des Dr. F. Raack. Dieses Ergebnis war, daß in den eingelaufenen Antworten eine so erhebliche Reinungsverschiedenheit auftrat, daß sich der Fragesteller nicht anders zu helfen wußte als damit, vorläufig einmal eine Scheidung in Herz-Okkultismus und Kopf-Okkultismus vorzunehmen. Eine Klärung dieser Frage ist also heute noch immer nöthig. Wenden wir deshalb unsere Blicke einmal nach dem alten Wunderland Indien. Vielleicht geben uns die Vertreter altindischer Weisheit einen Wink, wie wir dieser Räthselfrage eine befriedigende Antwort finden können.

München.

Ludwig Deinhard.



Philosophie der Form. Verlag von E. Ebering, Berlin. 1901.

Aus Kapitel 8 (Der gnadenreiche Weg).

„Wir sind Göttlichem entstammt und zur Freude geboren. Bei jedem Freudenklang des Lambourins erhebt unsere Seele, daß sie leicht und leichter wird. Unser Weg aber ist voll Unruhe und unser Herz ist voll Sehnsucht nach unserer Heimath. Wandelt Leid und Lust und Ihr seid die Könige der Erde, denn Ihr seid die wahren Genießer! Wandelt Schein in Wahrheit und streut sie aus, so seid Ihr die wahren Herrscher, denn Ihr regirt die Welt! Seid gut gegen Alles, so seid Ihr gut gegen Euch selbst, denn die Schwingen Eures Seins wachsen dadurch. Hält Jemand Euch eine Beschimpfung entgegen, so merkt, daß er Euch damit in einen Ring spannt, wie der Frager die Antwort einspannt, denn diese überschreitet den Kreis nicht, den der Frager gezogen hat. Ihr aber vermögt den Ring aller Beleidigung und Beschimpfung zu sprengen, indem Ihr aus dem Kreis, in den Euch Euer Beleidiger geschlossen hat, heraustretet, indem Ihr das Niedere, mit dem er Euer Herz treffen möchte, in Hohes wandelt.“

Hamburg.

Abraham Levy.



Irrfahrten. Jüdisches Epos in acht Gesängen. Leipzig, W. B. Kaufmann.

Der Deutsche, der selig das Ausblühen seiner Nation genießt, wird das Gedicht verstehen. Es ist das Werk eines Nationaljuden, dem nichts heiliger ist

als die Ehre seines Volkes. Die Verteidigung dieser Ehre beruht nicht in der Abwehr von Verleumdungen, sondern in einem rücksichtslosen Kampf gegen die eigenen Verbrechen, die im Judenthum einen erschreckenden Umfang angenommen haben. Heuchelei und Bornirtheit, Selbsterniedrigung und Propagandum, reaktionärer und liberaler Fanatismus: Diese Eigenschaften bekämpfe ich.

Freiburg i. B.

Max Jungmann.



Riepsches Aesthetik. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger Leipzig.
308 Seiten, broch. 3 Mark, gebd. 4 Mark.

Nachdem man schon von den verschiedensten Standpunkten aus an Riepsche herangegangen war, hielt ich es einmal für angebracht, diese große Persönlichkeit in ihrer Künstlerthätigkeit zu beobachten. Ich versuchte, seine „Aesthetik“ darzustellen, und kam zu dem Ergebnis, daß in Riepsches Kunstlehre das tiefste Fundament seiner weiträumigen Natur zu sehen sei. Die Untersuchung ist vornehmlich als ein Beitrag zur Psychologie des künstlerischen Schaffens aufzufassen. Dieser sachlichen Aufgabe war das persönliche Moment wohl untergeordnet; dabei kam es jedoch zu seinem vollen Recht. Die Aufgabe war, einen objektiven Standpunkt zu dem raschen Wechsel der ästhetischen Lehren Riepsches zu gewinnen; der Standpunkt durfte nicht mit ihnen wechseln, sondern mußte sich im ganzen Verlauf der Untersuchung bewähren. Die „Versuche der Selbstkritik“, die der Philosoph persönlich geliefert hat, waren dabei nur vorsichtig zu benutzen. Sollte die Arbeit von der wissenschaftlichen Aesthetik der Gegenwart als nicht besonders ersprießlich begutachtet werden, so glaube ich, die Verantwortung dafür ablehnen zu dürfen. Denn eine tiefere Kunstlehre, als sie hier dargestellt ist, hat Riepsche nicht gegeben. Ich vermuthete demnach, daß auch jene „wissenschaftlichen“ Aesthetiker, die sich für weit klüger halten, dabei auf ihre Rechnung kommen werden. Denn Riepsche hat zur Psychologie des Künstlers das Tiefste gesagt, was bisher gesagt worden ist. Wer endlich die ganze abrupte Abwicklung, in der — wie bei Riepsche nicht anders zu erwarten war — auf jedes Kapitel eine neue ästhetische Theorie kommt, ein „Ragout“ nennen möchte, Der mag es thun; so nennen die Nichtsalsystematiker jede Darstellung von Entwicklungsphasen.

Leipzig.

Dr. Julius Zeitler.



Schwarzbroteffer. Holsteinische Geschichten und Gestalten. Leipzig und Berlin bei Georg Heinrich Meyer. 1900.

Wirklichkeit, der rauhe Bauer,

Schuf dies Buch,

Durch den Heimathboden führend

Seinen Pflug.

Ueber ihm in Frühlingssonne

— Lirill! —

Stieg ein Verklein in den Himmel:

Phantasie.

Kuzhaven.

Johannes Kruse.



Der Bankerzring.

Die Börse berauscht sich augenblicklich an umfassenden Projekten, die, so erzählt man, in den Bureauz unserer großen Banken ausgearbeitet werden. Es handelt sich diesmal nicht etwa um beträchtliche neue Industrieunternehmungen, auch nicht um die Verwirklichung irgend eines himmelstürmenden Patentes oder darum, neue Länderstreden der Kultur zu erschließen, — nein: nur sollen verschiedene Banken sich mit der Absicht tragen, ihre ohnehin schon recht geräumigen Arbeitsstätten mit neuen Anbauten zu versehen. Man nennt die Deutsche Bank und namentlich die Diskontogesellschaft, für deren Fusionsabsichten die größte innere Wahrscheinlichkeit spricht. Herr von Hansemann, heißt es, geht nach Frankfurt am Main, um sich in Rothschilds warmem Nest bequem zu machen. Weshalb sollte da an dem Betuschel der Schläuen, das von einer Verschmelzung mit der Deutschen Effekten- und Wechselbank zu berichten weiß, nicht etwas Wahres sein? Man nennt außerdem noch die Pfälzische Bank und die Deutsche Nationalbank in Bremen. Die Herren an der Spitze der Diskontogesellschaft haben sich über alle diese Vorgänge bis in die letzten Apriltage so beharrlich ausgeschwiegen, daß sie verdienten, mit der Redaktion des Reichsanzeigers betraut zu werden. Aber im Grunde haben sie mit ihrer Taktik Recht. Denn was gehen die Welt ihre neuen Maßnahmen an? Diese bilden ja doch nur den Schlußakt; durch sie wird einer schon lange gangbaren Münze zum Ueberfluß nun noch der offizielle Stempel aufgedrückt. Eigentlich ein gleichgültiger Vorgang, von dem nur abhängt, ob im nächsten Jahr Herr von Hansemann so und so viele neue stille Reserven zurücklegen kann, wie es sich, im Zusammenhang damit, bei der Deutschen Bank darum handelt, ob sie auch im nächsten Jahr die letzte Dividende wird zahlen können. Denn nur des Agioverdienstes wegen werden diese Transaktionen vorgenommen. Wirtschaftlich sind sie durchaus nicht mehr nöthig, denn der Bankerzring, der durch eine so enge Verschmelzung auch dem Auge des Laien sinnfällig wird, besteht thatsächlich bereits recht lange. Freilich findet man auf dem Kurzettel immerhin noch eine sehr stattliche Anzahl selbständiger Bankinstitute; aber um deren geschäftliche Haltung zu verstehen, muß man die dem bloßen Auge nicht sichtbaren und doch so starken Unterströmungen zu erkennen und zu schätzen wissen.

Einzelne dieser gewissermaßen offiziellen Bankverbände sind in den letzten Jahren ja auch einer breiteren Oeffentlichkeit bekannt geworden. Daß die Diskontogesellschaft mit der Norddeutschen Bank in Hamburg aufs Allerengste verbündet ist, daß die Deutsche Bank den überwiegenden Betrag der Aktien des Schlesienschen Bankvereins und der Bergisch-Märkischen Bank in ihren Schatzkammern aufgespeichert hält, weiß heute jeder Vehlring. Aber neben diesen schon fast unverhüllten Verbrüderungen giebt es solche von nicht minder intimer Art, die dadurch hergestellt werden, daß Vorstände gewisser Geldinstitute im Aufsichtsrath der anderen Ausschlag gebenden Einfluß besitzen. So finden wir die Direktoren der Deutschen Bank außer bei den schon genannten Banken ferner vertreten im Aufsichtsrath der Mecklenburgischen Hypotheken- und Wechselbank in Schwerin, der Hannoverischen Bank, der Sächsischen Bank, der Rheinischen Bank in Mannheim, des Essener Bankvereins, der Essener Kreditanstalt. Bei dieser Aufzählung sind die Hypotheken- und die Waffler-Banken ganz außer Betracht geblieben. Die Geschäfts-

inhaber der Diskontogesellschaft finden wir allerdings außer in den ihnen speziell angegliederten Banken in keinem anderen Gelbinstitut direkt vertreten; dagegen weisen bei der Ostdeutschen Bank in Königsberg und der Duisburg-Ruhrorter Bank in Duisburg zahlreiche Spuren auf den Schaaffhausenschen Bankverein hin. Die Dresdener Bank ist, seit sie sich mit der Niedersächsischen Bank seligen Andenkens verschmolzen hat, anderswo nicht mehr zu sehen. Die Berliner Handelsgesellschaft finden wir in der Verwaltung mehrerer ausländischen Bankinstitute. Der Nationalbank für Deutschland begegnen wir in der Rheinischen Bank in Wülheim wie in der Westdeutschen Bank, vormalig Jonas Cain in Bonn. Die Breslauer Diskonto-Bank ist an der Bayerischen Bank, ferner an der Norddeutschen Kreditanstalt in Königsberg, an der Sächsischen Landesbank in Dresden, an der Ostbank für Handel und Gewerbe in Posen beteiligt. Die Berliner Bank endlich ist mit der Verwaltung der Sächsischen Kreditanstalt, des Padersteinschen Bankvereins in Paderborn und des Schlesienschen Bankvereins liiert. Diese Aufzählung ist natürlich noch sehr lückenhaft. Zunächst fehlen, wie ich schon erwähnte, die Hypothekendarlehenbanken und außerdem wäre der vielen Direktoren und Aufsichtsratsmitglieder auswärtiger Banken zu gedenken gewesen, die zu den Aufsichtsräten der Berliner Großbanken gehören. Von den aufgezählten Gruppen ist zu bemerken, daß sie sich nicht fest und bestimmt gegen einander abgrenzen, sondern vielfach in einander übergehen. Das sieht man schon aus den Listen der Aufsichtsratsmitglieder unserer großen Berliner Hypothekendarlehenbanken, die eine ganze Reihe von Vertretern der verschiedensten Bankengruppen aufweisen. Eben so wirken in den Elektrizitätsgesellschaften und bei anderen industriellen Unternehmungen die verschiedensten Gruppen in friedlichstem Verein neben einander. Wir können also getrost sagen, daß im Wesentlichen ein großer Bankering schon heute existiert, der die Kontrolle über den größten Theil unserer gesammten in Aktiengesellschaften organisirten Industrie an sich gerissen hat. Natürlich bestätigen Ausnahmen auch hier die Regel; so besteht zum Beispiel zwischen dem Schaaffhausenschen Bankverein und der Deutschen Bank eine gewisse Animosität, die durch die lokale Konkurrenz im Rheinland hervorgerufen und später durch den Uebertritt des Direktors Klönne verschärft worden ist.

Die Wirkungen dieses Bankerings reichen nach mancher Richtung sehr weit. Ganz abgesehen davon, daß sie das kleine Bankgeschäft völlig ruinirt haben und die Industrie entscheidend beeinflussen, haben die Banken auch über die Börse eine unbedingte Herrschaft. Da sie allein — mit Hilfe ihrer zahlreichen Verbindungen in den Industriegebieten — die wirtschaftliche Konjunktur genau zu beurtheilen vermögen, so versteht sich ihr ungeheurer Einfluß auf die Börsenkurse eigentlich von selbst. Schon die bloße Festsetzung der Dividende durch die Industriegesellschaften wirkt naturgemäß auf die Tendenz der Börse bestimmend zurück. Dann aber haben sie es völlig in der Hand, das Kapitalistenpublikum zu leiten, dem sie je nach Belieben die Spekulationskredite ausdehnen oder einschränken können. Sehr wesentlich ist ferner ihr Einfluß bei der Uebernahme von Staatsanleihen und bei Garantieverträgen, wofür die Parlamentöverhandlung über den Bau der neuesten afrikanischen Bahn sehr lehrreich war. Der Kolonialdirektor erzählte uns in rührenden Worten, daß die Banken eigentlich nur des großen nationalen Werkes wegen den Bahnbau in Afrika übernehmen wollten. Es ist fast überflüssig, zu sagen, daß diese Behauptung ganz falsch ist. Banken sind Erwerbs-

institute, die die Gelder ihrer Aktionäre nicht ohne Weiteres nationalen Zwecken opfern dürfen; und wenn auch ein großer unmittelbarer Nutzen aus dem Bau der Eisenbahn ihnen nicht erwachsen mag, so ist doch ein ganz beträchtlicher mittelbarer Nutzen ihnen dadurch gesichert, daß die Lieferungen des für die Bahn nöthigen Materials den von ihnen abhängigen Industriegesellschaften übertragen werden. An tausend Beispielen ließe sich Das sehr leicht beweisen.

Dieser übermächtige Einfluß der Banken wird sich natürlich noch immer mehr steigern. Namentlich muß der Börsenverkehr dadurch nach und nach eine gewaltige Aenderung erfahren. Schon heute ist die Zahl der Börsengeschäfte, die wirklich an der Börse zum Austrag kommen, auffallend gering. Aber je mehr durch die allgemeine Konzentration der Kapitalien im Bankfach auch das Publikum um die einzelnen Institute konzentriert wird, desto mehr sind die Banken in der Lage, auf dem Wege der Kompensation die meisten Geschäfte auszugleichen. Es wird schließlich dahin kommen, daß die Börse zu einer Art Abrechnungsstelle herab sinkt, wo nur die nun einmal notwendigen Kurse festgesetzt werden, die für die Kompensationsabschlüsse der Banken maßgebend sind. Zu dieser Entwicklung hat zum großen Theil das Börsengesetz beigetragen. Ob die Väter dieses Gesetzes wohl je daran gedacht haben, daß nach der Entfernung des Terminhandels aus dem Börsensaal das Publikum ganz dem Großkapitalismus ausgeliefert sein würde? Vltus.



Krisen.

In preußischen Staatsministerium ist eine Krisis entstanden. Herr von Miquel, Herr von Hammerstein, die Herren Thielen und Bresfeld sollen gehen, wollen gehen oder müssen gehen. So hört man. Und im Kreise Derer, die eingeweiht scheinen möchten, empfängt mitleidiges Lächeln die Kunde. Nur in Preußen, heißt es da, wittert Ihr eine Krisis? Ach nein, Ihr guten Seelen: das ganze merkwürdige Ding wackelt, das Ihr „Reichsregierung“, manchmal auch, nach bernhardinischem Muster, „Regierung des Kaisers“ nennt. Der Freiherr von Thielmann fühlt sich unbehaglich. Nicht nur, weil ihn die Agrarier nicht lieben. Die sind heute ja nicht allzu mächtig. Aber er hat früher gesagt, die Vermehrung der Flotte werde sich ohne neue Steuern durchführen lassen, und nun fehlt ihm an allen Ecken und Enden das Geld und der keinnige Weg zur Biersteuer schreckt ihn. Auch dem Grafen Posadowsky ist, seit er wegen der zwölftausend Mark so übel behandelt wurde, in seiner Haut nicht mehr recht wohl. Er ist abgearbeitet, im höchsten Grade nervös und würde gewiß lieber in einem ruhigen Oberpräsidium sitzen als in der kostspieligen Wilhelmstraße, lieber gegen die Polen als gegen den Ritter Georg von Siemens kämpfen. Sogar der Kanzler sinnt nur noch auf einen guten Abgang. Seinem Prestige ist der Schlag an der Sonne schlecht bekommen und die Liquidation der vom Caprivismus hinterlassenen Handelspolitik hatte sein Diktantenwagemuth sich leichter gedacht, als sie in der rauhen Wirklichkeit ihm jetzt schon scheint. Fällt er, weil er die verkündete „wesentliche Erhöhung der Kornzölle“ nicht durchsetzen kann, so fällt er wenigstens weich und die Dankbarkeit seiner preußischen Standesgenossen geleitet ihn tröstend in die Stadt der Lagunen, aus der die Wiederkehr nicht unmöglich ist. Das

wird erzählt und von Vielen geglaubt. Warum auch nicht? Sogar die Frage wird ernsthaft erörtert, ob wir wirklich eine Regierung zu erwarten haben, die durch die Namen Marschall und Siemens charakterisirt wäre. Wieder muß man fragen: Ja, warum denn nicht? Schon im vorigen Sommer gab es einen Moment, wo Graf Bülow grämlich an der Nordseeküste saß und der Freiherr von Marschall dem Ziel seiner Wünsche sehr nah gekommen war. Seitdem hat er sich von den im Tauschhandel erlittenen Verlusten noch mehr erholt. Er ist ein ausdauernderer Arbeiter als der jetzige Kanzler, hat sich in China nicht engagirt und kompromittirt und könnte bequem neue Handelsverträge schließen. Und Herr von Siemens ist zwar kein Genie, wie die unwissende Börsenpresse behauptet — Herr Swinner weiß es besser —, aber ein geschickter und erfahrener Cyniker, dessen Hauptstärke sich stets erst zeigt, wenn er gezwungen ist, verfahrenen Angelegenheiten wieder ins rechte Gleis zu bringen, und der, schon weil er kein Bureaukrat, sondern ein mit den Weltthäteln vertrauter Geschäftsmann ist, in einem Reichsamt oder preussischen Ministerium sehr nützlich wirken könnte. Die verstaubten Excellenzen würden staunen, wenn sie sähen, wie ein in der englischen Hochschule erzogener Bankier den Dienst organisirt und modernisirt. Jedenfalls brächte solche Regierung uns endlich Klarheit. Mit dem langweiligen und nutzlosen Laviren wäre es aus und die Klasse, die längst heimlich herrscht, wäre gezwungen, mit dem Herrrentrecht auch die Verantwortung auf sich zu nehmen. Ob es dazu kommt? Kann sein, kann auch nicht sein. Mehr sollte heutzutage der Weise, mag er noch so eingeweiht sein, nicht sagen. Die Freunde des am Wolbenen Horn geborenen Zweifundes Marschall-Siemens sind freilich ein Bischen unvorsichtig. Sie können ihre Ungebuld gar nicht mehr zügeln. Sie zetern über eine „unhaltbare Lage“, über „lächerliche Vorgänge“ und eine „unwürdige Komödie“, weil im preussischen Landtag noch immer nicht die Entscheidung über die Kanalvorlage gefallen ist, und fragen, in täglich wachsender Wuth, ob in Preußen der König oder Octavio Freiherr von Zedlitz und Neufirk regire. Das ist blickdumm. Die erste Kanalvorlage ist abgelehnt worden und das Staatsministerium hat deutlich bewiesen, daß diese Ablehnung berechtigt war, denn es hat die vorher mit heißem Eifer verteidigte Vorlage gründlich geändert. Diese böse Schlappe der Regierung zwingt den Landtag zu sorgsamster Prüfung des neuen Kanalplanes. Ist es schon unter normalen Verhältnissen das Recht und die Pflicht der Abgeordneten, eine Vorlage so lange zu wägen, wie es ihnen nöthig scheint, so würden sie in diesem besonderen Fall geradezu verbrecherisch handeln, wenn sie die Berathung überließen. Sehr oft ist an minder wichtige Gegenwürfe mehr Zeit verschwendet worden und es liegt nicht der allgeringste Grund vor, die Kanalcommission lächerlich zu machen. Unwürdig und lächerlich ist nur das allzu sichtbare Bemühen, den verhassten früheren Direktor der Diskontogesellschaft durch den geliebten früheren Direktor der Deutschen Bank zu ersetzen. Nachgerade sollte die Händlerpartei in der Kunst des Wartens doch einige Uebung erlangt haben. Nur ein Bischen Geduld noch, trefflich minirende Raulwürfel! Kein Mensch bestreitet ja, daß eine Krisis eingetreten ist. Nur nicht erst gestern oder vorgestern. Die dauert schon lange, wird noch lange dauern. Die Freunde haben sich daran gewöhnt und können sich das Deutsche Reich und den preussischen Staat ohne Krisen gar nicht mehr vorstellen.